

Rangliste:
Die besten
Gemeinden
der
Schweiz



Staatsstreich in La Chaux-de-Fonds

Der Fall Jean-Charles Legrix: Wie Beamte und Politiker den gewählten Stadtpräsidenten aus dem Amt mobbten. *Von Alex Baur*

Dunkelkammer Rega

Die Rettungsfieger vertuschten gravierende Vorfälle. *Von Christoph Landolt*

Heiliges Schwingfest

Und plötzlich sind alle begeistert. Was ist passiert?
Von Peter Keller und Klaus Zaugg



Als weltweit Erste bieten wir
MSC-Thunfisch an, der schonend
mit der Angel gefangen wird.



**Unser Versprechen bis 2020: Nur noch Fische
und Meeresfrüchte aus nachhaltigen Quellen.**

Die Migros bietet bereits heute rosa Thunfisch in Dosen an, der von lokalen Fischern mit Angelruten gefangen wird. Diese Methode vermeidet Beifang und ist nur eine von vielen Lösungen, mit denen wir uns für nachhaltigen Fischfang einsetzen, um unser Versprechen bis 2020 einzulösen. **Mit dieser und vielen weiteren Massnahmen engagieren wir uns schon heute für die Generation von morgen.**

Mehr auf generation-m.ch



GENERATION **M**

MIGROS

Ein **M** besser.

Intern

Es war anlässlich der Ostschweizer Gemeindegemeinschaftstagung 2013. Das Thema: «Gemeinde-Rating der *Weltwoche*». Rund sechzig Politiker und Beamte waren in die Fachhochschule St. Gallen gekommen, um darüber zu diskutieren, ob das Rating sinnvoll sei, und wenn ja, welche Schlüsse man daraus ziehen könne. Jeder kannte die Studie. Jeder wusste, auf welchem Platz seine Gemeinde liegt. Dementsprechend erobert oder auch entspannt waren die Anwesenden. Ein Politiker stellte genervt die Frage, weshalb es dieses Ranking überhaupt gebe? Unsere Mitarbeiterin Carmen Schirmgasser, welche die Liste, seitdem sie 2009



Die beste Gemeinde der Schweiz: Stadt Zug.

erstmalig erstellt wurde, betreut, war nur als Zuhörerin gekommen. Trotzdem ergriff sie schliesslich das Mikrofon und sagte: «Weil es interessiert? Weil es Radio- und TV-Beiträge darüber gibt, sowie Hunderte von Folgeartikeln in der ganzen Schweiz? Wettbewerb gibt es überall. Wir wollen wissen, wer der Beste ist. Und das Gemeinderating der *Weltwoche* macht die Bemühungen der vielen Kommunalpolitiker der Schweiz sichtbar.» Seite 50

Wie ist es möglich, dass ein vom Volk gewählter Stadtpräsident aus seinem Amt gejagt wird, ohne dass jemand den genauen Grund kennt? Der Fall trug sich nicht irgendwo in Bolivien oder Burkina Faso zu, sondern im Kanton Neuenburg. Am 16. August 2013 entzog die mehrheitlich rot-grüne Regierung von La Chaux-de-Fonds ihrem Präsidenten Jean-Charles Legrix (SVP) sämtliche Funktionen. Der faktische Staatsstreich wird mit einem Geheimbericht gerechtfertigt, der auf anonyme Aussagen und Gerüchte baut und gemäss dem

Legrix Mitarbeiter der Verwaltung gemobbt haben soll. Nachdem Alex Baur vom Fall erfahren hatte, begann er vor Ort zu recherchieren. Die Geschichte, die er dabei zutage förderte, trägt kafkaeske Züge. Fazit: Wenn es in diesem Fall ein Mobbingopfer gibt, dann ist es Jean-Charles Legrix. Seite 24

Der Ökonom Martin Hellwig zählt zu den Klügsten seines Fachs. Demnächst erscheint sein Buch «Des Bankers neue Kleider» auf Deutsch. Aus diesem Anlass traf Florian Schwab den Volkswirtschaftler in der herrschaftlichen Villa seines Instituts am Max-Planck-Institut in Bonn. Hellwigs Erkenntnis: Das Finanzsystem ist so instabil wie vor dem Ausbruch der Finanzkrise. Die Banken haben zu

wenig Eigenkapital, und ein grosser Teil der europäischen Banken wäre bei ehrlicher Betrachtung insolvent. Lobende Worte fand Hellwig zum Abschied für die Schweizer UBS und deren Verwaltungsratspräsidenten Axel Weber. Dieser bringe ein tiefes Verständnis der Probleme im Bankensektor mit. Seite 34

Sein erstes richtiges Schwingfest besuchte Peter Keller als Sek-Schüler. Er durfte seinen Klassenkameraden auf den Brünig begleiten. Dessen Vater, ein Gipsermeister, der jeweils gleich zwei Gipssäcke schulterte und das Gerüst hinauftrug, war selber erfolgreicher Kranzschwinger. Seither besucht Keller regelmässig vor allem regionale Anlässe. Nächstes Jahr ist er als OK-Präsident für die Durchführung des Ob- und Nidwaldner Kantonal-schwingfestes mitverantwortlich. Warum das grosse Interesse am Schwingsport mehr ist als ein bisschen Swissness sowie über die grossen Dramen und Triumphe am «Eidgenössischen»: Seite 40, 42
Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 235.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (Leitung Inland)
Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Rico Bandle (Leitung Kultur),
Alex Baur, Urs Gehrigler,
Christoph Landolt,
Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,
Markus Schär, Beatrice Schlag (Los Angeles),
Lucien Scherrer, Florian Schwab,
Mark van Huissing

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Pierre Heumann, Peter Holenstein,
Hansrudolf Kamer, Peter Keller,
Wolfram Knorr, René Lüchinger,
Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,
Franziska K. Müller, Daniele Muscicono,
Deborah Neufeld, Kurt Pelda,
Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,
Sacha Verna (New York),
Sami Yousafzai (Pakistan/Afghanistan),
Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Adam Schwarz (Leitung),
Verena Tempelmann, Joël Hunn (Assistent)

Layout: Tobias Schär (Leitung),
Silvia Ramsay

Korrektur: Cornelia Bernegger und
Rita Kempfer (Leitung), Viola Antonovits,
Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (Leitung),
Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (Leitung)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (Leitung),
Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (Leitung)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: Tel. 044 533 09 93,
info@adextra.ch

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,
Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise
oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung
der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine
Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt
auf Recyclingpapier, das aus
100 % Altpapier hergestellt ist.
Es schont damit Ressourcen,
Energie und somit die Umwelt.

printed in
switzerland

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel
empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte
entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



Mekong-Flusskreuzfahrt

mit der luxuriösen RV Mekong Prestige II ❄❄❄❄+



NEU Siem Reap–Angkor Wat–Phnom Penh–Saigon 15 Tage ab Fr. 5290.– Rabatt von Fr. 1000.– bereits abgezogen

- **Neuestes Schiff für nur max. 64 Gäste**
- **Luxuriöse Kabinen mit Privatbalkon**
- **Faszinierendes Kambodscha und Vietnam**
- **UNESCO-Weltkulturerbe Angkor Wat**
- **Charmantes Phnom Penh**
- **Thurgau-Travel-Reisebegleitung**

- 1 Zürich–Siem Reap** Flug von Zürich via Bangkok nach Siem Reap mit Thai Airways.
- 2 Siem Reap** Ankunft am Morgen. Transfer zum Hotel. Nachmittags Stadtbesichtigung.
- 3 Siem Reap (Angkor Wat)** Ganzer Tag Besichtigung in Angkor Wat, eine der grössten Tempelanlagen der Welt (UNESCO-Weltkulturerbe) und Besuch des Banteay Srei Tempels.
- 4 Siem Reap** Morgens weitere Besichtigungen in Angkor Wat. Freie Zeit am Nachmittag.
- 5 Prek K'dam** Busfahrt um den riesigen Tonlé Sap See. Einschiffung in Prek K'dam und «Leinen los».
- 6 Kampong Chhnang** Motorbootausflug zum Hafenort Kampong Chhnang. Weiterfahrt.
- 7 Oudong–Chong Koh** Ausflug nach Oudong, der früheren Hauptstadt und Besuch des Klosters. Rundgang im Seidenwebereidorf Chong Koh.
- 8 Phnom Penh** Stadtrundfahrt durch die Hauptstadt Kambodschas mit Besuch des Nationalmuseums, des Königspalastes und der Silberpagode. Nachmittags Besichtigung des Völkermordmuseums, dem ehemaligen S21-Gefängnis der «Roten Khmer».

- 9 Grenze** Ganzer Tag an Bord. Mittags Ankunft beim Zoll an der vietnamesischen Grenze. Weiterfahrt.
- 10 Tan Chau** Morgens Ankunft im unberührten Städtchen Tan Chau, Besichtigung einer Fischfarm.
- 11 Sadec–Cai Be** Ausflug in die malerische Stadt Sadec. Besichtigung des alten Hauses von Huynh Thuy Le «The Lovers Museum», Märkte, Pagode und Fujian Tempel. Weiterfahrt nach Cai Be. Besuch des schwimmenden Grossmarktes, der gotischen Kathedrale und des Hafens.
- 12 My Tho–Saigon** Ausschiffung, Hoteltransfer. Nachmittags Stadtrundfahrt mit Besichtigungen des Palastes der Einheit und der prachtvollen Hauptpost.
- 13 Saigon** Morgens Ausflug zu den «Cu Chi Tunnels». Besichtigung des Holy See Tempels in Tay Ninh.
- 14 Saigon** Freier Morgen. Abschiedsmittagessen und Besuch des Künstlerdorfes Ky Long Art. Transfer zum Flughafen und Flug nach Bangkok.
- 15 Bangkok–Zürich** Rückflug. Ankunft früh morgens.

RV Mekong Prestige II*****

Topmodernes, elegantes Schiff (2013) mit 28 Kabinen (ca. 20 m²) mit Privatbalkon, 2 Einzelbetten, Sitzecke mit Sofa, Badezimmer mit DU/WC, Föhn, Safe und Klimaanlage. Junior-Suiten (ca. 25 m²) und Terrasse-Suiten (ca. 28 m²) mit grösserer Sitzecke sowie Bad mit separater Whirlpool-Badewanne. Restaurant mit internationalen und lokalen Speisen, teilweise überdachtes Sonnendeck mit Liegestühlen, Whirlpool, Fitnessraum, Spa mit Massagezimmern und Lounge-Bar. **Nichtraucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

Reisedaten 2014

12.01.–26.01.* **09.02.–23.02.**

*nur noch wenige Kabinen verfügbar

Unsere Leistungen

- Flusskreuzfahrt mit Vollpension während der Reise
- Flüge ab/bis Zürich via Bangkok mit Thai Airways in Q-Klasse (Economy Class) oder andere IATA Gesellschaft inkl. Flughafentaxen, höhere Klasse gegen Zuschlag
- Übernachtungen in 4/5-Sterne-Hotels
- Alle Ausflüge gemäss Programm
- Trinkgelder an Bord
- Alle Transfers und Hafentaxen
- Lokale deutschsprachige Reiseleitung
- Thurgau-Travel-Reisebegleitung ab/bis Zürich-Flughafen

Nicht inbegriffen: Trinkgelder auf Ausflügen, Importgetränke an Bord, Visumkosten Vietnam Fr. 110.–, Visumkosten für Kambodscha ca. \$ 30 (vor Ort), Versicherungen (wir empfehlen eine Jahresversicherung Einzel Fr. 83.–, Familie Fr. 159.–), lokale Flughafentaxen, Treibstoffzuschläge bleiben vorbehalten, Auftragspauschale Fr. 35.– pro Auftrag (entfällt bei Buchung über www.thurgautravel.ch)

Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Deluxe Hauptdeck	6290
2-Bettkabine Deluxe Oberdeck	6590
Junior-Suite Hauptdeck	6990
Zuschlag 2-Bettkabine zur Alleinben. HD	990
Zuschlag 2-Bettkabine zur Alleinben. OD	1490
Zuschlag Flug Business Class	auf Anfrage
Verlängerungsprogramm Hanoi/Halong Bay	890
Einzelzuschlag Verlängerungsprogramm	390

Verlängerungsprogramm Hanoi und Halong Bay

- 14 Saigon–Hanoi** Flug nach Hanoi. Hotelbezug. Nachtessen in einem lokalen Restaurant.
- 15 Hanoi** Stadtrundfahrt mit Altstadt, Ho Chi Minh Mausoleum, ethnolog. Museum, Tempel der Literatur.
- 16 Halong Bay** Fahrt mit Dschunke durch die phantastische Landschaft der Halong Bay, auch «Bucht des herabsteigenden Drachens» genannt, mit ihren Hunderten von bizarren Felsinseln (UNESCO-Weltkulturerbe).
- 17 Hanoi–Bangkok–Zürich** Schifffahrt durch die Halong Bay mit Besichtigung der Kalksteinhöhlen. Ausschiffung und Transfer zum Flughafen. Flug via Bangkok. Ankunft in Zürich am nächsten Morgen.



2-Bettkabine Deluxe mit Privatbalkon

Online navigieren
thurgautravel.ch

Gratis-Nr. 0800 626 550

verlangen Sie Jeannine Büsser

Thurgau Travel ❄



Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden
Tel. 071 626 55 00 | Fax 071 626 55 16 | info@thurgautravel.ch

Meienberg

Klassentreffen und eine Diskussion über den Staat als Unternehmer. Meienberg, Burkhalter, Schloter.

Von Roger Köppel

Lautschbach: Die Jubiläums-«Arena» – zwanzig Jahre – gerät zum Klassentreffen. Die alten Moderatoren steigen wieder in den Ring, am charismatischsten Filippo Leutenegger, feldherrenmässige Präsenz. Die Sendungsmacher haben die Übung so angelegt, dass viel Nostalgie, aber wenig Diskussion aufkommt. Vier kurze Runden à siebzehn Minuten spulen die grossen Themen ab: Banken, Ausländer, Wirtschaftspolitik, EU. Angetippt wird alles, vertieft nichts.

Ich stehe mit Alt Nationalrat Gerold Bührer dem Ex-Gewerkschafter Hugo Fasel und der SP-Vizepräsidentin Jacqueline Fehr gegenüber. Wir arbeiten uns an der Frage ab «Wie viel Staat braucht die Schweiz?». Die beiden Linken sind der Meinung, die bisherigen Liberalisierungen seien zu weit gegangen, dem Markt sei nicht zu trauen, es brauche den Staat zur Herstellung der elementaren Grundversorgung. Unsinn. Der Sozialismus scheiterte krachend, der Staat als Unternehmer ist widerlegt. Der Markt schafft spielend die Grundversorgung mit lebenswichtigen Gütern, zum Beispiel Brot. In der Schweiz gibt es nirgends Not an Brot. Fasel und Fehr lachen, ich sei ein Ideologe. Mein Einwand verpufft.

Politbetrachter Iwan Rickenbacher, TV-Dauergast, immer massvoll, wendet ein, dass tatsächlich nicht alle Liberalisierungen erfolgreich gewesen seien, zum Beispiel die Privatisierung der britischen Eisenbahnen mit ihrem Schienennetz. Selbst wenn Rickenbachers Beispiel stimmte: Es wäre die Fussnote zu einem Detail in der Weltgeschichte der Entstaatlichungen, gemessen an dem gigantischen Debakel, das der Einsturz der sozialistischen Planwirtschaften weltweit verursachte.

Nur eben: Das britische Beispiel stimmt gar nicht. Thatchers Eisenbahnen gingen nicht an ihrer Privatisierung zugrunde, sondern an der jahrzehntelangen staatlichen Misswirtschaft zuvor. Die Behörden hatten die Infrastruktur verlottern lassen. Die folgenden Pannen waren nicht die Schuld der Käufer, die den Trümmerhaufen erst sanieren mussten. Heute steigt man entspannt in britische Züge ein, vielleicht sogar entspannter als in die störungsanfällige SBB. Die Parallelen sind beunruhigend: Auch bei den SBB werden seit Jahren die Unterhaltskosten der Infrastruktur nicht richtig verbucht. Die Folge sind Mängel, deren sichtbares



«Sechster Sinn für alles Unechte».

Symptom die sich häufenden Ausfälle sind. Der Staat ist ein schlechter Unternehmer.

Ideologie ist die Unfähigkeit, die Wirklichkeit höher zu gewichten als die eigenen Vorurteile. Deshalb ist der Staat in der Schweiz als Unternehmer wieder auf dem Vormarsch. Die hochsubventionierte Post wildert neu im privaten Detailhandel. Die Swisscom geht im Ausland unternehmerische Risiken ein, deren Kosten im Ernstfall der Steuerzahler tragen muss. Die mit einer Staatsgarantie gedopte Post-Bank breitet sich zum Schaden privater Finanzanbieter aus. Neuerdings bauen grössere Städte für Milliarden Glasfasernetze, um sich in den Telekommunikationsmarkt zu drängen. Das Risiko liegt beim Steuerzahler.

Wirtschaftsnobelpreisträger Milton Friedman sah es richtig: «Wenn Sie unserer Regierung die Verwaltung der Sahara anvertrauen, haben wir in spätestens fünf Jahren eine Sandknappheit.» Der Staat sollte sich aus der Wirtschaft möglichst zurückziehen. Indem er es nicht tut, schädigt er die marktwirtschaftliche Ordnung, mit der er am Ende auch sich selber finanziert.

Niklaus Meienberg: Der Journalist starb vor zwanzig Jahren. Er war Historiker, Marxist, glaubte als solcher, die Mechanik der Geschichte zu durchschauen. Nach dem Zusammenbruch des Sozialismus verlor er die Orientierung, kurz darauf setzte er seinem Leben ein Ende. An seinen Texten beeindruckt die sprachliche Kraft, die Originalität und die Hartnäckigkeit einer wühlenden Intelligenz, verspielt, hämisch, gnadenlos, ein an der Welt leidender Stilist, der die Polemik als Verfahren der Entlarvung und Entzauberung einsetzte. Das diagnostische Besteck mag angerostet

sein, die alten Schablonen treffen es nicht mehr, trotzdem liest man Meienberg heute mit Gewinn. Seine grösste Stärke: Er hatte einen sechsten Sinn für alles Unechte und Aufgesetzte. Er schrieb gegen den «ersticken Konsens» an, gegen die «erzwungene Konkordanz», die sich alltagspraktisch in der kleinräumigen Schweiz als zuweilen verlogene Bewältigung des Zusammenlebens erweist. Meienberg brachte für solche zwischenmenschlichen Schwächen wenig Verständnis auf, aber seine Häme war oft erfrischend, auch erhellend, und die Intensität, mit der er sich an der Schweiz abarbeitete, ist ein Hinweis darauf, dass er das Land und seine Bewohner doch irgendwie auch gernegehabt haben muss. Eine seiner besten Vignetten findet sich in einem Bericht über die Abdankungsfeier des berühmten Werbers und PR-Pioniers Rudolf Farner in der Zürcher Fraumünsterkirche: «Zwingli schaffte die Heiligenverehrung ab, [Pfarrer] Vogelsanger führte sie wieder ein.» Es ist ein Jammer, dass Meienberg den Zusammenbruch seiner Ideologie nicht lange überlebte. Worüber schriebe er, befreit, wohl heute?

Aussenminister Didier Burkhalter erklärt seinen Plan, die Schweiz der Autorität des Europäischen Gerichtshofs (EuGH) zu unterstellen. Dies sei vernünftiger, argumentiert der Bundesrat, als die Schweiz den Richtern des EWR zu unterwerfen. Die Denkvariante, die Schweiz erst gar keinen auswärtigen Gerichten zu unterstellen, kommt in Burkhalters Erwägungen nicht mehr vor. Ganz selbstverständlich, ohne grosses Aufheben räumt die Regierung den souveränen Rechtsstandpunkt der Schweiz. Der Ausverkauf geht weiter.

Carsten Schloter: Die Spekulationen über den Freitod des Swisscom-Chefs dauern an. Eine unglückliche Deutung lieferte das Wirtschaftsmagazin *Bilanz*, als es über Zerwürfnisse zwischen Schloter und Swisscom-Präsident Hansueli Loosli berichtete, als ob den Präsidenten auch nur den Hauch einer Mitverantwortung treffen könnte an der einsamen Entscheidung seines Untergebenen. Ohnehin: Nicht der von den Medien seit Wochen bedauerte Schloter ist hier zu beklagen, sondern seine Familie, die er zunächst wegen einer anderen Frau verlassen hat, um sich jetzt auch noch das Leben zu nehmen. Macht sich hier ein Täter zum Opfer? Was werden sich seine drei Kinder denken, mit denen Schloter laut *Bilanz* noch am Tag vor seinem Suizid in den Ferien war? Werden sie sich Vorwürfe machen? Werden sie ihrer Mutter Vorwürfe machen? Selbstmord kann eine grausame Form der Egozentrik sein. Ich hoffe, ich liege falsch. Ein Mann, der eine Familie mit drei Kindern im Schulalter hinterlässt, muss sehr gute Gründe haben, wenn er sein Leben selber beendet.



Heikle Manöver: Rega. Seite 28



Vernetzt: Ex-SNB-Chef Hildebrand. Seite 32



Weggeputscht: SVP-Politiker Legrix. Seite 24



Rebellischer Geist: Schwingen. Seite 9, 16, 40, 42

Kommentare & Analysen

- 5 [Editorial](#)
- 9 [Kommentar Zukunft des Schwingens](#)
- 9 [Im Auge Francesca Chaouqui, Papstberaterin](#)
- 10 [Bundesrat Kampfdunst](#)
- 11 [Personenkontrolle Mauch, Ambühl, Dindo, Meienberg, Bänninger, Hürlimann, Etter, Rüfenacht, Albrecht, Yap](#)
- 11 [Nachruf Barbarella Catton, Schauspielerin](#)
- 12 [Die Insel geht an Deutschland](#)
[Die Schweiz gibt die Fridolinsinsel im Rhein auf](#)
- 14 [Die Deutschen Mutti macht es](#)
- 14 [Wirtschaft Pole der Bedeutungslosigkeit](#)
- 15 [Ausland Syrien – mit dem Latein am Ende](#)
- 16 [Mörgeli Swissness, Sennen und Sägemehl](#)
- 16 [Bodenmann Taxi ohne Taxifahrer](#)
- 17 [Medien Von Engels lernen](#)
- 17 [Gesellschaft Reizfigur](#)
- 18 [Darf man das? / Leserbrief](#)

Hintergrund

- 22 [Bundesrat übt Bückling](#)
[Warum Aussenminister Burkhalter mit der EU über die Übernahme von fremdem Recht verhandeln will](#)

24 Staatsstreich in La Chaux-de-Fonds

[Wie der gewählte SVP-Stadtpräsident Legrix gestürzt wurde](#)

28 Dunkelkammer Rega

[Unstimmigkeiten nach gefährlichen Zwischenfällen](#)

30 Arbeitsrecht Wende im Fall Domanska

31 Essay Strahm über Ziegler

32 «Genialer Schachzug»

[Ex-SNB-Präsident Hildebrand attackiert den Finanzmarkt](#)

38 Polen Ministerin Bienkowska über Aufbauhilfe in Osteuropa

39 Energiewende Kurswechsel bei der Economiesuisse

40 Heiliges Schwingfest

[Der phänomenale Erfolg des Schweizer Nationalsports](#)

42 Titanen, Triumphe und Skandale

[Schweizer Superbowl: der Schlussgang des Eidgenössischen](#)

43 Brauchtum Wie im Schwingen gemischt wird

44 Versuch über den Selbstmord

[Gedanken zur «selbstsüchtigsten aller Handlungen»](#)

46 Endstation Sehnsucht

[Frauen und die modernen Heiratsschwindler im Internet](#)

48 «Irgendwo hört Transparenz auf»

[ETH-Rektor Lino Guzzella zur Plagiatsaffäre um Doris Fiala](#)

50 Die besten Gemeinden der Schweiz

[Die Städte haben in der Exklusivstudie der Weltwoche zugelegt](#)

57 Zeitgeschichte Weltwoche-Artikel vom 27. Februar 1986



«Ich bin skeptisch»: Ökonom Hellwig. Seite 34

Interview

34 «Die Risiken trägt der Steuerzahler»

Der deutsche Ökonom Martin Hellwig hält die Banken auch nach der Finanzkrise für instabile Gebilde. Sie würden ihre Risiken kleinrechnen

Stil & Kultur

80 Stil & Kultur Andreas Gursky, Fotograf

82 Bestseller

82 Die Masken sind weg

Mit seiner Autobiografie stellt Urs Widmer sein bisheriges Werk in den Schatten

83 Jazz Gary Peacock / Marilyn Crispell

84 Top 10

84 Kino «Feuchtgebiete»

85 Fernseh-Kritik «Reporter – Der Jugendanwalt»

86 Namen Geburtstagsfest der Weltwoche

87 Hochzeit Antje Diller und Gerd Wolff

87 Thiel Die neue Justitia

88 Wein Pierre-Luc Leyvraz: St-Saphorin Les Blassinges 2012

88 Die Besten Flotte Matrosen

89 Auto Jaguar XJ 3.0 V6 4×4 Portfolio

89 Zu Tisch Restaurant «Tizziani», Zürich

90 MvH trifft Monty Shadow, Mystery-Man

Autoren in dieser Ausgabe

Rudolf Strahm



Bekannt wurde Rudolf Strahm als Preisüberwacher. In seinem Essay schreibt der 70-jährige Ökonom über die Kandidatur von Jean

Ziegler als Experte für den Beratenden Ausschuss des Uno-Menschenrechtsrates. Die Kritik an seinem Parteikollegen hält er für kleinkariert. Seite 31

Klaus Zaugg



Der 56-jährige Emmentaler und frühere *Blick*-Sportchef zählt zu den profiliertesten Sportjournalisten der Schweiz. In dieser

Ausgabe erzählt Klaus Zaugg von den grossen Triumphen und Dramen am Eidgenössischen Schwingfest. Seite 42

Pensionierung

- Wie spare ich Steuern?
- Wie sichere ich mein Einkommen?
- Wie regle ich meinen Nachlass?

Sprechen Sie mit uns und überzeugen Sie sich von unserer Expertise. Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

Tel. 044 207 27 27 (Hauptsitz)

www.vermoegenszentrum.ch

VZ VermögensZentrum 

Antworttalon

Ja, ich habe Fragen zur Pensionierung.

- Rufen Sie mich an für ein kostenloses Gespräch.
- Senden Sie mir Ihre Unterlagen.

Vorname/Name

Jahrgang

Strasse

PLZ/Ort

Tel. (tagsüber)

Talon bitte einsenden an unseren Hauptsitz:

VZ VermögensZentrum, Beethovenstrasse 24, 8002 Zürich



*Bleiben die
Malediven nach
Ihrer Pensionierung
in Reichweite?
**UBS Financial
Health Check.***

Jetzt Termin vereinbaren:
Telefon 0800 868 402 oder
www.ubs.com/financialhealthcheck

Vermögensverwaltung ist unser Handwerk seit 1862.
Mit UBS Financial Health Check bieten wir Ihnen bei grösseren Veränderungen der persönlichen oder finanziellen Situation eine ganzheitliche Finanzberatung. Diese fundierte Analyse geht über Anlagen hinaus und identifiziert Handlungsbedarf und Opportunitäten in allen Bereichen Ihrer Finanzen. Gerne beraten wir Sie persönlich mit neusten Werkzeugen. Wo immer Sie es wünschen.

Best Bank in
Switzerland



Wir werden nicht ruhen



«Düre, fertig, verbii»

Von Urs Gehrig — Das Eidgenössische Schwingfest wird zum Prominentenvergnügen. Die Zukunft des Brauchs aber liegt im Kleinen – zum Beispiel auf dem Kemmeriboden im Emmental.



Ein Hauch von Finsternis: Thomas Zaugg, Sieger des Kemmeriboden-Schwinget 2013.

«Die Schwinge isch tot», ruft einer, und ob schon man es sich nicht tot vorstellen kann, so kurz vor dem Eidgenössischen, müssen wir es wohl glauben, denn die Nachricht vom Hinschied wird mit inbrünstiger Vehemenz proklamiert. «Düre, fertig, verbii», tönt es auf der Zuschauertribüne des Kemmeriboden-Schwinget. Bei seiner Verkündung des Schwingen-Todes baut sich Wortführer Aschi aus Schangnau ebenso bedrohlich auf wie der Hohgant, dessen Felsfront hinter der Arena in den Himmel ragt. Zu einer «Chiubi» sei das Eidgenössische verkommen. Der Volksbrauch verrecke an Gier und Geldmacherei.

Keine Zeitung kommt um das Ereignis herum, reihum überbietet man sich in der Hermeneutik des Hosenlupfs. «Wenn es heisst: <Manne i dHose!>, kommt wohliges Heimatgefühl auf.» (*Sonntagsblick-Magazin*) Einst als Tölpelsportler belächelt, werden die «Bösen» von Grossbanken, Grossbrauereien, Grossverteilern beworben. Ihre Muskeln werden in Öl gesalbt und für den offiziellen Schwinger-Kalender abgelichtet. Hip-Hopper und Schreibtischgesellen im feinen Zwirn kopieren den Schwingerjargon und tönen dabei so, als hätten sie einen Betonmischer im Maul.

Nie hatten die Schwinger-Swinger höhere Konjunktur als jetzt vor dem Event der Superlative mit der grössten Arena (52 013 Plätze), dem

höchsten Budget (25 Millionen Franken) und den höchsten Eintrittspreisen. Aschi aus Schangnau hat recht, Fäulnis greift um sich in dieser aufgeregt ventilierten Schwinger-Romantik.

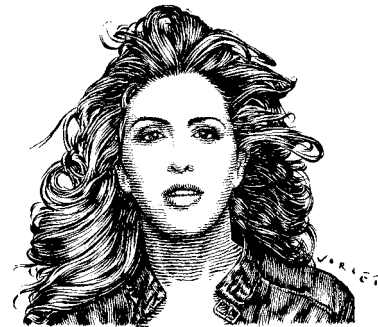
Auf der Tribüne wächst Moos

Erinnerungsfetzen aus früher Jugend werden wach: Gurten-Schwinget in den Siebzigern, im Festbetrieb zwischen Grillwurstrauch und Stumpenqualm herumlungern, in sicherer Distanz zum Vater. Streiche im Kopf. Mit dem Bruder auf Diebestour unter der Tribüne, auf der die Bauern hockten wie Ölgötzen. So tief waren sie in das Treiben auf dem Sägemehl vertieft, dass sie nicht merkten, wie wir ihnen die halbvollen Bierflaschen zwischen den Beinen wegstibitzten, sie entleerten, in der Festwirtschaft unter allgemeinem Lob («Artigi Buebä sit dir!») das Depot einlösten und so ein Sackgeld erwirtschafteten, das wir, tief in der Hosentasche versenkt, wie Könige nach Hause trugen. Gibt's so etwas heute noch?

«Chasch danke», sagt Aschi, der Apostel des Schwingen-Todes. Zu einem «Promi- und Bonzenfest» sei das Schwingen verkommen, mit «perversen» Eintrittspreisen von mehreren hundert Franken. Die Szenerie, die sich vergangenen Sonntag vor ihm ausbreitet, lässt allerdings an seinem Nekrolog zweifeln.

»» Fortsetzung auf Seite 10

Franz & Franziska



Francesca Chaouqui, Papstberaterin.

Wie Papst Franziskus I. auf sie kam, als er seine achtköpfige Finanzkommission zusammenstellte, bleibt für Vatikanologen rätselhaft. Spötter glauben, ihr erster Vorname, Francesca, habe ihn verführt, möglicherweise aber auch der zweite, Immacolata, die Unbefleckte. Tatsache ist, dass Francesca Immacolata Chaouqui, die dreissigjährige PR-Beraterin, mit ihrem schönen Antlitz und ihrer aufgeknöpften Lederjacke den Altmännerstaat der katholischen Kirche gewaltig verwirrt, seit Franziskus I. sie als einzige Frau in das Gremium berief, das die finsternen Geheimnisse der Vatikanbank IOR durchleuchten soll. Francesca, Kind eines Marokkaners und einer Italienerin und aufgewachsen im tiefsten Kalabrien, bezeichnet sich als glühende Gläubige. Direkte Verbindungen zum Kirchenstaat unterhält jedoch nur ihr Ehemann, der als Informatikexperte für katholische Stiftungen tätig und mit hohen Würdenträgern befreundet ist. Francesca arbeitete als PR-Chefin der Unternehmensberatungsfirma Ernst & Young und fiel durch ihr vulkanisches Mitteilungsbedürfnis via Twitter auf. So zwitscherte sie vor einem Jahr über den Kardinalstaatssekretär und heimlichen Vatikanherrscher: «Bertone korrupt.» Zum Abgang von Papa Ratzinger lieferte sie (den prompt dementierten) Grund: «Er hat seit einem Jahr Leukämie.» Den früheren Finanzminister Berlusconi, Giulio Tremonti, outete sie als schwul und ordnete ihm ein Geheimkonto beim IOR zu; er verklagte sie. Sie sagt, der Twitter-Eintrag sei eine Fälschung, ebenso das Topless-Porträt von ihr, das auf Youtube kursierte.

Auch in eigener Sache trug die Enthüllerin dick auf. So war sie nie, wie behauptet, Dozentin an der renommierten Privat-Uni LUISS, auch fiel sie durch das Referendarexamen ihres Jusstudiums. Die Finanzwelt lernte sie durch ihren Job bei einem Makler kennen, der derzeit in Untersuchungshaft steckt. «Ich mache mir keine Sorgen, weil der Papst sich keine Sorgen um mich macht», liess sie über den *Corriere della Sera* verlauten. Ihren Twitter-Account hat sie geschlossen. Peter Hartmann

Am 38. Kemmeriboden-Schwinget gehen in drei Ringen 89 Athleten ans Werk. Tausend Zuschauer sind in aller Herrgottsfrühe in den hintersten Krachen des Emmentals gekommen. Die Tribüne besteht aus Eisenbahnschwellen, darauf wächst Moos, das mit Regenwasser vollgesogen ist wie ein Schwamm. Hinter dem Festzelt wirbelt das «Zwirbelirad», davor singt der Jodlerklub Schangnau, dass es einem die Seele frottiert, und in der Arena scharwenzeln halbwüchsige Meitli um die aufmarschierenden Jungschwinger.

Der Nachwuchs drängt ins Sägemehl

Es scheint einen Urquell zu geben, hier oben. Aus den Höfen, Metzgereien, Schreinereien drängt der Nachwuchs ins Sägemehl, siebzehn sind die Jüngsten. Bevor sie in den Ring steigen, «brunzen» sie gegen einen anliegenden Schopf oder einfach ins Gras. Ein Zucken in den Schultern, wenn sie einander greifen, dann ein leichtes Tremolo der Nasenflügel – und «Hopp!».

In ihrer Einfachheit und Härte, ihrem schwermütigen Ernst und jungenhaften Frohsinn, in ihrer spöttischen Ablehnung aller modischen Kulturkrämerei sind sie ausserordentliche Erscheinungen. Sonderbar friedliche, lügenlose Gesellen, ganz bei sich. Nur im Ring, in der Hitze des Kampfs, liegt über ihren Augen ein Hauch von Finsternis.

Starallüren hat hier keiner. Der zweitplatzierte Willy Graber, eine Kraftwurzel aus Bolligen, dem die blonde Bürstenfrisur bis in den Stierennacken hinunterspriesst, hebt zwischen den Gängen sein Neugeborenes wie einen Laib Brot in die Luft. Und Festsieger Thomas Zaugg aus Schangnau, ein Topfschädel wie einst Kaiser Titus, bricht nach dem Schlussgang nicht in Jubel aus, sondern freut sich demütig über ein beschwerdefreies Schwingen und dankt «für das schöne *Schäftli*», den Siegerpreis.

Der Rummel um Burgdorf ist hier oben weit weg, dennoch ist das Eidgenössische in aller Munde. Auch der OK-Präsident kann sich dem nicht entziehen. «Gööt ga luege uf Burdlef», sagt er ins Mikrofon, «dir wärdit eune Ouge nid troue, deräwäg gross isch das dört unge.»

Warum vom Fernen schwärmen, wenn man das Paradies zu Füßen hat? Weil das Eidgenössische das Mass aller Dinge ist, der Schwinger-Olymp. Und weil hier oben – ausser Aschi – alle wissen, dass der Hype dem waschechten Schwingen nichts anhaben kann.

Nein, das Schwingen ist nicht tot. Solange es den Kemmeriboden gibt, den Allweg, den Brüinig und all die anderen Schwinget vor kleiner Kulisse, wird es weiterleben, lange nachdem der Tross weitergezogen ist, vielleicht für immer und ewig.

Mehr zum Thema: Seite 16, 40, 41

Bundesrat

Kampfdunst

Von Peter Hartmann — Die Abzocke der Raucher als Wohltat für die Nichtraucher kann nicht aufgehen. Erstmals regt sich etwas Protest gegen die bürokratischen Umerzieher.



Zögerlicher Artenschutz für armselige Drogenterroristen.

In einer Zeit, als der blaue Dunst noch ein Vergnügen war und kein selbstmörderisches Gift, hat Oscar Wilde das Geheimnis der weichen Massendroge entschlüsselt: «Die Zigarette ist der perfekte Genuss. Sie stimuliert, aber sie befriedigt nicht.» Altkanzler Helmut Schmidt, 95, hortet angeblich 200 Stangen Mentholzigaretten, für alle Notfälle. Sandro Pertini, der frühere italienische Staatspräsident, der mit 94 Jahren als leidenschaftlicher Pfeifenraucher starb, hinterliess den Aphorismus: «Von Rauchern kann man Toleranz lernen. Nie hat sich ein Raucher über einen Nichtraucher beschwert.»

Angewandte Doppelmoral

Das könnte sich allerdings ändern, wenn der Schweizer Bundesrat, wie beabsichtigt, den Preis für das Päckchen um einen Drittel von Fr. 8.20 auf Fr. 11.– hochschrauben und davon einen Wucheranteil von rund 70 Prozent in die Staatskasse abführen sollte. Abzocken für einen guten Zweck, für die AHV. Seit Jahren, insbesondere seit der Einführung des Bundesgesetzes zum Schutz vor Passivrauchen, geht zwar der Zigarettenkonsum zurück, aber die Steuereinnahmen steigen, weil der janusköpfige Staat immer begehlicher zulandt und, noch eine angewandte Doppelmoral, das Rauchen einzudämmen versucht, aber die Tabakwerbung gewähren lässt.

Zum ersten Mal scheint sich quer durch die Parteien etwas Protest zu regen im Interesse der moralischen Niedrigkaste der Raucherinnen und Raucher, die ja immer auch Wahlzettel einwerfen; ein zögerlicher Artenschutz für diese armseligen Drogenterroristen, die mit jedem Exemplar ihrer Tabakbomben 4000 Substanzen in die Atmosphäre zerstäuben und vielleicht meilenweit gehen für eine Camel, die sie bei Wind und Regen mit andern Suchtgesteuerten in finsternen Verrichtungsnischen konsumieren.

Vielleicht werden die ultrateuren Glimmstängel wieder in Massen über unsere Grenze geschmuggelt, eine Million Franken Warenwert pro Camion. Denn die Rechnung des Bundes – die Raucher finanzieren das lange Leben der Nichtraucher – kann auf Dauer nicht aufgehen, weil die Schweiz immer älter wird und die Raucher immer weniger werden. Was dann? Die bürokratischen Spassautreiber und Umerzieher werden auf Bier und Wein umschwenken. Ein Prost auf den Totenkopf von Feldschlösschen und den Alkoholdrachen im *Eidechsl*-Wein.

Peter Hartmann, 74, ist seit sieben Jahren auf Gauloises-Entzug und lebt im ehemaligen Schmugglerdorf Tremona.

Personenkontrolle

Mauch, Ambühl, Dindo, Meienberg, Bänninger, Hürlimann, Etter, Rüfenacht, Albrecht, Yap

«Unter Rücksichtnahme auf die besondere Situation der Städte stelle ich mir mit Verlaub etwas anderes vor», schimpfte die Zürcher Stadtpräsidentin **Corine Mauch** (SP). Sie beklagte sich mit dem Städteverband am vergangenen Montag bitterlich über die Pläne für eine Unternehmenssteuerreform III, mit der die Schweiz auf Druck der EU ihre Spezialregeln für ausländische Unternehmen anpassen muss: Die Städte könnten nicht mitreden, dabei entgingen ihnen mehr als 1,5 Milliarden Franken an Steuern. Mauch rechnete vor, dass allein in der Stadt Zürich



Höhere Mathematik: Stadtpräsidentin Mauch.

mehr als zehn Prozent der landesweiten Gewinnsteuern von juristischen Personen anfallen. Die Frage, weshalb diese Steuern der Stadt zukommen sollen, wenn sie doch die halbe Deutschschweiz erarbeitet, tue nichts zur Sache. Staatssekretär **Michael Ambühl**, der sich gleichentags von den Medien verabschiedete, zeigte kein Mitgefühl für die beleidigten Städte: Bei solchen Themen könne man nicht alle mitreden lassen, sonst komme es nur zu Indiskretionen. (sär)

Dank einer Auseinandersetzung auf der Website Thurgaukultur.ch erfährt die Öffentlichkeit jetzt, warum der Dokumentarfilmer **Richard Dindo** vor 35 Jahren für «Die Erschiessung des Landesverrätters Ernst S.» vom Bundesrat keinen Preis erhielt. Der Film, der auf einer Reportage von **Niklaus Meienberg** beruht, ist jetzt zu dessen 20. Todestag wieder zu sehen. Auf die Bemerkung eines Experten, das Werk verdanke seine politische Aussage dem legendären Reporter, schrieb Dindo eine längliche, beleidigte Stellungnahme, er brauche als 68er «keinen Nachhilfeunterricht in Sachen politisches Bewusstsein», und Meienberg stehe nur als Mitautor im Vorspann, weil es kein Geld gegeben habe, um dessen Salär und Verlagsrechte zu bezahlen. **Alex Bännin-**



«Da ist etwas luschi»: Bankdirektor Rüfenacht.

ger, damals Filmförderer beim Bund, verriet daraufhin, Bundesrat **Hans Hürlimann** habe lange mit sich gerungen und dem Film schliesslich wegen der Darstellung des von ihm verehrten Bundesrates **Philipp Etter** einen Preis verweigert – aber dem Filmer angeboten, die Qualitätsprämie aus dem eigenen Sack zu bezahlen. (sär)

Wer bislang der Meinung war, frei über sein eigenes Bankkonto verfügen zu dürfen und insbesondere nicht dem Bankdirektor Rechenschaft ablegen zu müssen, wofür und wie viel Bargeld er bezieht, wurde diese Woche eines Besseren belehrt. Die *Handelszeitung* zitiert **Hanspeter Rüfenacht**, CEO der Berner Kantonalbank, mit der Aussage, es sei nicht plausibel, wenn ein ausländischer Bankkunde eine Auszahlung von mehr als 50 000 Franken wünsche. «Da ist etwas luschi.» Auch **Andreas Albrecht**, liberaldemokratischer Grossrat und Präsident der Basler Kantonalbank, will keine Beträge über 50 000 mehr in bar auszahlen. Merke: Ihr Geld gehört der Kantonalbank. (fsc)

«Grosses Büro = grosser Lügner?», so der Titel eines Artikels auf NZZ.ch. Wissenschaftler aus verschiedenen US-amerikanischen Elite-Universitäten hätten einen (negativen) Zusammenhang zwischen der Bürogrösse und der Ehrlichkeit einer Person ausmachen können, heisst es im Bericht. Die Forscher um **Andy J. Yap** vom Massachusetts Institute of Technology (MIT), schreiben: «Erstens kann uns eine Umgebung, in der sich der Körper ausstreckt, ungewollt das Gefühl von Macht geben. Zweitens kann dieses Gefühl von Macht unehrliches Verhalten hervorrufen.» (cal)



Size matters: Forscher Yap.

Nachruf



Bereich der Kunst: Barbarella Catton.

Haji (1946–2013) — Die gebürtige Kanadierin mit dem irren Namen Barbarella Catton ahnte bereits mit vierzehn Jahren, dass quellende Busen und Hintern sehr wohl den Bereich der Kunst erklimmen können. Von Rubens bis Fellini ist das bekannt – weshalb sie Schauspielerin werden wollte, aber Exotiktänzerin wurde. Dann aber entdeckte sie das «Geheimferkel» der Nachtvorstellungsstunden und Bahnhofkinos und wurde eines der Wonnewunderweiber in der Musenrunde des Donnerbusen-Filmers Russ Meyer. Legendär sind seine Werke – und galten lange als nur für Idioten reserviert. Bis die Cinephilen, an einer Überproduktion von Geist leidend, von einer elementaren Sehnsucht nach Heu- und-Matratzen-Erotik auf der allersimpelsten Ebene beseelt waren und darüber in Russ Meyers Filme getrieben wurden.

Mit Verblüffung stellten sie fest, dass Meyers Filme jeden Bierernst-Porno zum Hungerleidermahl degradieren. Und tatsächlich ist in seinen männerfressenden Weibsbilder-Orgien eine Menge Komik, die nicht unbedingt vom «Fellini für Arme» gewollt war. Dennoch liessen sie sich als Satiren auf die sexbesessene und zugleich puritanische Hillbilly-Mentalität des Durchschnittsamerikaners deuten. Haji, die aggressive Lesben spielte, holte in Filmen wie «Faster, Pussycat! Kill! Kill!» (1965), «Motor Psycho» (1965) oder «Supervixens» (1975) mit ihren Kolleginnen zu Rundumschlägen gegen Machos aus, was sie dann doch mal in den Kunstolymp katalpultierte: In John Cassavetes «The Killing of a Chinese Bookie» (1976) durfte sie eine Nachtclubtänzerin spielen. *Wolfram Knorr*



Betreten verboten: Fridolinsinsel (l.) zwischen Stein AG und Bad Säckingen (Deutschland).

Territorien

Schweizer Insel geht an Deutschland

Von Rico Bandle und Oliver Bartenschlager (Bild) — Gemäss einem neuen Staatsvertrag gehört die Fridolinsinsel im Rhein demnächst definitiv zu Baden-Württemberg. Die Schweiz gibt widerstandslos 4000 Quadratmeter Land auf.

Wenn zwei Länder eine Insel beanspruchen, so führt dies in der Regel zu diplomatischen, oft auch zu militärischen Spannungen: Marokko und Spanien streiten um die felsige Petersilieninsel, China und Japan um die unbewohnten Senkaku-Inseln, Griechenland und die Türkei um die steinige Imia. Egal, wie unwirtlich und unbedeutend die Gesteinserhebungen auch sein mögen, kein Land verzichtet freiwillig und ohne Drohkulisse auf das beanspruchte Hoheitsgebiet.

Die Schweiz funktioniert anders. Auch beim Rhein herrscht seit vielen Jahren Unklarheit über die Staatszugehörigkeit eines kleinen

Eilands: Ob die idyllische Fridolinsinsel im Rhein zwischen Stein (Schweiz) und Bad Säckingen (Deutschland) zur Schweiz oder zu Deutschland gehört, weiss niemand so genau. Gestritten wird hier allerdings nicht: Die Schweiz ist gewillt, die Insel widerstandslos Deutschland zu überlassen.

Woher kommt das Eiland?

130 Meter lang und 40 Meter breit ist das dichtbewachsene Stück Land bei der historischen Holzbrücke von Bad Säckingen («die längste überdachte Holzbrücke Europas»). Die Insel steht unter Naturschutz, sie zu betreten, ist

verboten. Die Anordnung der Steinbrocken, die das Ufer vor der Kraft der Fluten schützen, deutet darauf hin, dass der Mensch an diesem «Naturdenkmal» mitgewirkt hat. Dem ist tatsächlich so – und da liegt auch die Hauptursache für die unklare Landeszugehörigkeit.

Auf den Karten von vor 1900 ist die Insel noch gar nicht eingetragen. Historiker gehen davon aus, dass die Sandbank in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auftauchte. Auf einem Kupferstich Säckingens von 1640 ist sie allerdings bereits abgebildet und als «S. Fridolins Acker» bezeichnet. Entweder ist die Insel



(Deutschland) und dem eidgenössischen Kanton Aargau bildet der Talweg des Flusses, also die tiefste Stelle des Rheins, den Grenzverlauf. Da die Insel damals deutlich näher am Schweizer Ufer lag als am deutschen, gingen die Behörden in Bad Säckingen davon aus, dass der Talweg auf ihrer Seite durchführen musste.

Die Insel wanderte nach rechts

Es waren dann auch in erster Linie Schweizer Bürger und Politiker, die sich 1961 um die Fridolinsinsel kümmerten, als einige hundert Meter flussaufwärts mit dem Bau des Rheinkraftwerks begonnen wurde. Man fürchtete, die Flussbettvertiefung und die veränderte Strömung könnten die Sandbank wegspülen. «Die Fridolinsinsel im Rhein kann glücklicherweise erhalten bleiben; sie bedarf einer nur unbedeutenden Lage- und Formveränderung», schrieb die NZZ in einer Baureportage 1963. Konkret bedeutete dies: Man versetzte die gesamte Sandbank etwa 35 Meter in Richtung des deutschen Ufers, befestigte sie mit massiven Steinbrocken und bepflanzte sie.

Damit wurde es noch schwieriger, die Insel einem Hoheitsgebiet zuzuordnen. Der Bau des Rheinkraftwerks und die begleitenden Arbeiten im Flussbett waren ein Gemeinschaftsunternehmen Deutschlands und der Schweiz – noch heute teilen sich die Länder die vier Turbinen auf, jedes Land betreibt deren zwei. Gemäss Staatsvertrag von 1808 müsste man die Wassertiefe auf beiden Seiten der Insel messen, um herauszufinden, auf welchem Territorium die Insel steht. Was aber nicht gemacht wird. «Das ist eine Frage von Aufwand und Ertrag», sagt Adrian Wiget, Leiter Geodäsie beim Bundesamt für Landestopografie (Swisstopo), das die Schweizer Karten erstellt. Man könne nicht alles ausmessen. Da die Insel ohnehin nicht betreten werden darf, erachtet man das Problem nicht als dringlich.

Auf der offiziellen deutschen Landeskarte verläuft heute die Grenze exakt durch die Mitte der Insel, obschon dies gemäss dem gültigen Staatsvertrag gar nicht möglich ist. Swisstopo hingegen zeigt sich grosszügig und spricht die Insel auf der 1:25 000er Karte von 2007 vollumfänglich Deutschland zu. Adrian Wiget kann zu dieser Grenzziehung nichts sagen. «Ich weiss nicht, von welchen Grundlagen die Kartografen ausgegangen sind», sagt er.

Für Christian Gamma, Geometer des Kantons Aargau, ist genau dies das Problem der alten Regelung: «Der Talweg im Fluss und damit der Grenzverlauf können von Tag zu Tag ändern.» Um diese Unsicherheiten zu eliminieren, schlug Deutschland 2004 vor, den Verlauf der Landesgrenze per Staatsvertrag neu zu regeln: Nicht mehr der Talweg, sondern die Mitte zwischen den beiden Ufern soll massgebend sein. Die Definition des Grenzverlaufs erfolgt durch fixe Koordinaten, die natürlichen Veränderungen des Rheinstroms haben kei-

nen Einfluss mehr. Wendet man die neu definierte Methode an, steht die Fridolinsinsel zu über neunzig Prozent auf deutschem Hoheitsgebiet, nur ein schmaler Streifen gehört noch zur Schweiz.

Biber sind schlimmer als Deutsche

«Wir haben alles fertig ausgemessen, die Daten gehen nun ans Aussendepartement», sagt Adrian Wiget von Swisstopo. Bereits nächstes Jahr könnte der Staatsvertrag in Kraft treten. Ist das Inselgeschenk noch zu verhindern? Othmar Bühler, Chef Sektion Landesgrenzen und Nachbarrecht beim EDA, ist von der juristischen Seite für den Staatsvertrag zuständig. Erst durch die *Weltwoche* erfährt er vom Deutsch-Schweizer Inselproblem. «Diese neue Grenzziehung ist eine rein technische Angelegenheit. Auch bei schmelzenden Gletschern kommt es vor, dass eine Grenze neu definiert werden muss», sagt er.

Ob Volk oder Parlament noch ihr Veto einlegen können, ist offen. Gemäss dem 2008 in Kraft getretenen Geoinformationsgesetz kann

Ob Volk oder Parlament noch ihr Veto einlegen können, ist unklar.

der Bundesrat «völkerrechtliche Verträge mit dem Ausland über die Festlegung der Landesgrenze selbständig abschliessen, sofern diese nur Grenzvereinbarungen oder andere geringfügige Gebietsveränderungen betreffen». Erst nach Abschluss der Verhandlungen werden die Bundesbehörden beurteilen, ob die Gebietsveränderung im Rhein als «geringfügig» gilt oder nicht.

Von den Schweizer Anwohnern ist kaum Widerstand zu erwarten. Schon in der Vergangenheit störte sich niemand daran, wenn die Schweizer Kartenmacher die Insel selbstlos den Deutschen zusprachen. Auch jetzt ist der Grenzverlauf in Stein kein Thema. «Ich dachte, die Fridolinsinsel gehöre schon jetzt zu Deutschland», sagt Gemeindeammann Hansueli Bühler (FDP). «Auf unseren Zonenplänen ist sie jedenfalls nicht drauf.» Er ist erstaunt, dass sich Auswärtige plötzlich dafür interessieren. «Bei uns ist die Zugehörigkeit der Insel mit keinerlei Emotionen verbunden.» Letztmals sorgte die Fridolinsinsel fürs Dorfgespräch, als vor einigen Jahren ein Biber mehrere Bäume darauf fällte. «Damals fanden einige Leute, man müsse eingreifen», sagt Bühler.

Die *Badische Zeitung*, das meistgelesene Blatt auf der deutschen Seite des Rheins, frohlockt bereits: «Deutschland wird grösser – und bekommt eine Insel dazu». In der Schweiz scheint dies niemanden zu stören. Die 4000 Quadratmeter mutmassliches Hoheitsgebiet hat man längst aufgegeben, bevor überhaupt klar war, wem sie eigentlich gehören. ○

also doch älter, oder sie wurde zwischenzeitlich überflutet und kam Jahrzehnte später wieder zum Vorschein.

Es gilt der Staatsvertrag von 1808

Auf den Schweizer Landkarten ist sie erst seit 1903 eingezeichnet. Der Grenzverlauf im Rhein ist auf den alten Karten nur andeutungsweise markiert; die Insel lässt sich nicht klar einem Land zuordnen, tendenziell aber eher der deutschen Seite. Im Archiv des Bundesamts für Landestopografie liegt ein handschriftliches Protokoll von 1941, dem zu entnehmen ist, dass die Schweiz tatsächlich annahm, die Insel gehöre «wahrscheinlich» zu Deutschland. Denkbar ist auch, dass man die Grenze in den unsicheren Zeiten im Zweifel sehr nahe am Schweizer Ufer gezogen hat, um die Nachbarn nicht unnötig zu provozieren.

In Deutschland galt als unbestritten, dass die Fridolinsinsel zur Schweiz gehört. Gemäss dem gültigen Staatsvertrag vom 17. September 1808 zwischen dem Grossherzogtum Baden

Mutti macht es

Von Henryk M. Broder — Ist Deutschland ein Schlaraffen- oder ein Drittweltland?



Es ist, darin sind sich alle Kommentatoren einig, der fadeste Wahlkampf aller Zeiten. Es scheint, als gingen die Parteien nur widerwillig an den Start, weil sie wissen,

dass das Rennen bereits gelaufen ist, noch bevor es begonnen hat.

An einer Strassenlaterne in Berlin-Charlottenburg hängen zwei Plakate untereinander. Oben Peer Steinbrück, der Kanzlerkandidat der SPD, mit der Parole «Das Wir entscheidet»; unter ihm ein Plakat der Linkspartei mit der Forderung: «Statt Flaschen sammeln: 1050 Euro Mindestrente!» Hat man diese beiden Wahlplakate gesehen, kann man beruhigt nach Hause gehen und überlegen, was man am Wahltag machen will: ausschlafen, daheim bleiben und endlich mal die Abstellkammer aufräumen, ins Grüne fahren, wenn das Wetter es erlaubt, oder schon mal ein paar DVDs besorgen, um den Abend sinnvoll zu gestalten. Denn das, was die anderen Parteien anbieten, ist auch nicht besser. Die CDU erklärt: «Jede Familie ist anders. Und uns besonders wichtig.» Die Grünen versprechen: «Wir bringen neue Energie» und finden «Mut» besser als «Armut». Die FDP will «die Mitte entlasten», und die Piraten möchten die «Religion privatisieren».

Käme in diesen Tagen ein Alien nach Deutschland, um sich den «Wahlkampf» anzusehen, wüsste er nicht, für welche Einsicht er sich entscheiden sollte.

Deutschland ist ein Schlaraffenland, den Deutschen geht es so gut, dass sie gar nicht wissen, worüber sie klagen sollen. Oder: Deutschland ist ein Drittweltland, dessen Einwohner mit Betteln und Flaschensammeln über die Runden kommen.

Doch entgegen einem Grundgesetz der Logik («tertium non datur») gibt es doch «ein Drittes»: Die Bundesrepublik ist eine infantile Gesellschaft, die von einer kinderlosen «Mutti» adoptiert wurde. Vor ein paar Tagen hatte ein Privatsender zu einer Privataudienz eingeladen: «An einem Tisch mit Angela Merkel».

Unter den Bürgern und Bürgerinnen war auch eine Abiturientin, die von der Kanzlerin wissen wollte, wie sie, die Abiturientin, für ihr Alter vorsorgen sollte.

Niemand in der Runde fand die Frage absurd. Das ist Deutschland.

Pole der Bedeutungslosigkeit

Von Silvio Borner — Die Stimmbürger können über den atomaren «1:12»-Sprengsatz abstimmen und über eine fasnachtswürdige Lappalie, die 24 Tankstellenshops betrifft.

Nachdem die Neutralität stark und der Föderalismus schwach an Bedeutung für die schweizerische Identität verloren hat, erstrahlt die direkte Demokratie in mythischem Glanz. Insbesondere Volksinitiativen spriessen massenhaft aus dem politischen Boden. Zustande gekommen sind bis heute sage und schreibe 21 Stück und angelaufen weitere 19. Es geht in dieser Kolumne nicht um eine allgemeine politökonomische Analyse der Vor- und Nachteile von Mehrheitsabstimmungen zu Sachfragen. Im grossen Ganzen hat sich das System der halbdirekten Demokratie unter den besonderen Verhältnissen der Schweiz bewährt.

Eine kritische Betrachtung verdienen allerdings die beiden Initiativen, über die wir im September und November abstimmen. Im September wird uns die schwerwiegende Frage gestellt, ob die 24-Stunden-Tankstellenshops zwischen ein und fünf Uhr in der Früh weiterhin einen Teil ihres Sortiments wegsperren müssen. Das Kosten-Nutzen-Verhältnis dieser Detailregulierung ist bereits auf den ersten Blick absurd. Immerhin geht es um 24 einzelne Shops, die ohnehin rund um die Uhr geöffnet haben und somit durch Personal bedient sind. Die Regulierungswut steigert sich in einen Reglementierungswahnsinn.

Doch halt, mögen die Gegner der Minireform einwenden: Wieder einmal sieht dies der kurzsichtige und eindimensional denkende Ökonom natürlich falsch. Menschenfreundliche Gewerkschaften befürchten krankhaft das Losbrechen einer Welle der allgemeinen Liberalisierung für Ladenöffnungszeiten, die in der Tat längst anrollen sollte. Unterstützt werden sie von kirchlichen Kreisen, denen der Stoff für echte Problemdiskussionen endgültig ausgegangen zu sein scheint. Wer um vier Uhr morgens eine Bratwurst kauft, begibt sich auf den Pfad der Verdammnis, weil der Verkäufer deswegen den Kirchenbesuch oder seine Familienpflichten vergisst. Man sieht: Diese Abstimmung ist klar am Pol der Bedeutungslosigkeit des Spektrums absurder Vorlagen anzusiedeln. Am anderen Pol desselben Spektrums der Absurdität ist die «1:12»-Initiative zu verorten, über die wir im November abstimmen dürfen oder, eben, müssen.

Hier soll mit einem Ja oder Nein entschieden werden, ob wir die Privatautonomie und Vertragsfreiheit bei Anstellungen durch ein staat-

liches Diktat der Lohnstruktur ablösen wollen. Die Initianten haben durchaus das Ziel, den Kapitalismus zu überwinden, diesmal nicht durch eine gewaltsame Revolution, sondern einen Appell an die «Lohngerechtigkeit». Wer als «Oberster» in einem wie auch immer definierten Unternehmen mehr als zwölfmal mehr verdient als der «Unterste», gehört nur einer ganz kleinen Minderheit in einer ganz kleinen Minderheit der Unternehmens-Population an. Also kann man guten Mutes und guten Gewissens dafür stimmen.

Nivellierung des Menschlichen

Was hierbei übersehen wird, ist, dass dies, im Gegensatz zu den Tankstellenshops, eben keine fasnachtswürdige Lappalie wäre, sondern ein revolutionärer Schritt in Richtung Abschaffung der Marktwirtschaft. Den Unternehmen kann offensichtlich alles und jedes durch Mehrheitsbeschluss mit staatlichem

Zwang verboten oder vorgeschrieben werden.

Zum Schutze der kleingewachsenen Männer mit Selbstwertdefiziten dürfen Manager nicht mehr als dreissig Zentimeter grösser sein als der kleinste Arbeiter. Oder im Interesse der Volksgesundheit darf der gewichtigste Mitarbeiter nicht mehr als doppelt so viele Kilos auf die Waage bringen wie die



leichteste Mitarbeiterin. Solch stupide Regeln sind zwar einfach zu beschliessen, aber schwer vernünftig umzusetzen. Die Schweiz ist längst in dem Sinne eine «soziale» Marktwirtschaft, als unsere marktbestimmte Einkommensverteilung im internationalen Vergleich erstens sehr wenig Ungleichheit aufweist. Zweitens haben wir ein bewährtes System von progressiven Einkommens- und Vermögenssteuern, das zusammen mit den Transfers der Sozialversicherungen eine nach allgemeinen Regeln transparente und – einigermaßen – effiziente Umverteilung bewirkt.

Bereits dieser Umverteilungsmechanismus tangiert den Arbeitsmarkt indirekt über Fehlanreize. Mit der Annahme der «1:12»-Initiative würde diese bewährte Kombination von primärer Markteffizienz und sekundärer Umverteilung schlagartig ausgehebelt und eine Lawine von Arbeitsmarktregulierungen losgetreten. Das ist nun leider keine lächerliche Bagatelle, sondern eine staatspolitische Zeitbombe mit atomarer Sprengkraft.

Syrien – mit dem Latein am Ende

Von Hansrudolf Kamer — Der Westen diskutiert wieder über eine Militärintervention in Syrien. Anlass ist der Einsatz von C-Waffen. Man will ein Zeichen setzen – mehr nicht.



Bilder bewegen die Welt. Die Videos und Fotos der Leichen in Syrien, die Opfer eines Angriffs mit Kampfgas wurden, treffen die westliche Empfindsamkeit. Die Diskussion darüber, was zu tun sei, um

eine Wiederholung des Schrecklichen zu verhindern, begann sogleich. «Es muss etwas geschehen», ertönte es von nah und fern.

Der französische Präsident, der britische Premierminister und das amerikanische Staatsoberhaupt stiessen Drohungen aus, es werde eine «ernsthafte Antwort» auf das Massaker geben. Der amerikanische Aussenminister steigerte die Tonlage ins Leidenschaftliche. Er sprach von der moralischen Obszönität der Verwendung von C-Waffen.

Wenn von diesen Politikern das Wort «ernsthaft» in den Mund genommen wird, dann ist «militärisch» gemeint. Und die nicht ausgesprochene Grundbedingung lautet: Ohne die Amerikaner läuft nichts. Es ist wieder so weit. Man ist mit dem Latein am Ende und will nun wenigstens eine symbolische Aktion durchführen, um von der ramponierten Glaubwürdigkeit zu retten, was zu retten ist.

Es hätte viele Möglichkeiten gegeben, um den Zustand zu vermeiden, in den man geraten ist. Es gäbe immer noch mehrere Varianten eines Eingreifens, die Erfolgchancen hätten, ohne dass ganze Divisionen in Marsch gesetzt werden müssen. Doch hapert es an der Strategie, an der langfristigen Perspektive und natürlich an der Politik.

Der renommierte Strategie Edward Luttwak, der die Weltgeschehnisse seit Jahrzehnten beurteilt, kam nach messerscharfen Überlegungen zum unbefriedigenden Schluss, Amerika verliere so oder so, wenn eine Seite im syrischen Bürgerkrieg die andere niederringe. Das Beste für Amerika wäre eine lang andauernde Pattsituation ohne klaren Sieger.

Diese Erkenntnis, gut begründet, hilft gar nicht weiter. Wie soll Amerika sicherstellen, dass es bei einem Schwebezustand bleibt? So etwas lässt sich nicht kalibrieren. Die Leidenszeit würde ins Unerträgliche verlängert. Man könnte nicht verhindern, dass der syrische Gewaltherrscher Assad erneut C-Waffen einsetzt und Tausende seiner Landsleute umbringt.

Bürgerkriege sind harte Kriege, und auch die Aufständischen gehen mit Zivilisten oft nicht zimperlich um. Doch das entbindet den amerikanischen Präsidenten nicht von der Pflicht, eine Wahl zu treffen. Sein bisheriges Predigen von der Seitenlinie aus – grosse Worte, keine Aktion – hat zur gegenwärtigen Lage geführt. Ein Eingreifen, das mehr wäre als symbolisch, ist kostspieliger geworden.

Intervention per Fernbedienung

Amerika hat seine strategischen Interessen im Mittleren Osten stets verteidigt – vom Coup gegen Mossadegh in Teheran über die Suezkrise 1956 und Interventionen im Libanon, die Parteinahme für Saddam Hussein in dessen Krieg gegen den Iran, dann der Golfkrieg, der Irakkrieg und Afghanistan. Es hielt Israel nach 1956 den Rücken frei bei dessen Waffengängen gegen Nachbarn. Es ging um die Energieversorgung des Westens, aber nicht nur.

Der Kalte Krieg spielte eine Rolle. Beispielsweise drohte Chruschtschow Eisenhower 1958 mit dem Einsatz von Nuklearwaffen, um ihn von einem Eingreifen im Libanon abzuhalten. Eisenhower liess sich nicht beeindrucken.

Dann stand Südostasien im Brennpunkt, doch ganz aus den Augen verloren die Amerikaner den Mittleren Osten nicht. Aus dem Jom-Kippur-Krieg resultierte der Friede Isra-

els mit Ägypten. Das diplomatische Bemühen um eine Regelung mit den Palästinensern endete in der Sackgasse. Der Iran geriet zum Fiasko, weil Präsident Carter die Zeichen der Zeit nicht lesen konnte.

Doch das amerikanische Engagement im Mittleren Osten, das militärische und das diplomatische, war meistens durchaus zweckdienlich. Nur wer meint, die internationale Politik schaffe Gewissheiten und «Lösungen» auf ewig, wird immer enttäuscht werden.

Obama will die grosse Intervention in Syrien vermeiden. Humanitäre Argumente sind ihm zu wenig Grund. Strategisch stellt auch er fest, dass der Syrienkrieg sich wie ein Krebsgeschwür ausbreitet. Doch obwohl Obama seit längerem einen Sturz Assad fordert, tut er nichts, um ihn herbeizuführen. Er scheut die Verpflichtung, einer neuen syrischen Regierung beizustehen.

Wenn Obama plant, ein paar Cruise-Missiles nach Damaskus zu senden, müsste er sich vergegenwärtigen, dass Bill Clinton in den neunziger Jahren mit ähnlicher Taktik nichts erreichte. Drohnen und Abstandswaffen genügen nicht. Die Intervention per Fernbedienung hat ihre Tücken und wird als Schwäche ausgelegt.

Westliche Wohlstandsdemokratien haben Mühe, längere Kriege innenpolitisch durchzustehen, wenn es nicht um den eigenen Überlebenskampf geht. Was gehen uns der ferne Irak, Afghanistan, Libyen und Syrien an?

Ergo Rückzug. Der Niedergang des Abendlandes lässt sich so nicht aufhalten. Ein Quäntchen Mut braucht es schon. *Si vis pacem para bellum* – wenn du Frieden willst, bereite dich auf den Krieg vor. Auch und gerade, wenn es um Giftgas geht.



Moralische Obszönität: mutmassliches Giftgasopfer in Syrien.

Swissness, Sennen und Sägemehl

Von Christoph Mörgeli

Zeichen geschehen und Wunder. Swissness ist in. Die Schweiz ist hip. Patriotismus ist Pflicht. Man macht wieder auf konservative Werte. Die Devise heisst Rösti, Rütli, Réduit. Ein gutes Zeichen. Manche haben etwas gemerkt. Manche haben etwas gelernt. Doch aufgepasst: Nicht alles, was Tracht trägt, ist schweiztrüchtig. Nicht überall, wo Schweiz draufsteht, ist Schweiz drin.

Der Sozi-Soziologe Kurt Imhof von der Universität Zürich mahnt die Linke schon lange, die Begriffe «Heimat» und «Patriotismus» nicht der SVP zu überlassen. Dabei meine er selbstverständlich einen «Verfassungspatriotismus». Wie wenn das trocken paragrafierte staatliche Grundgesetz das Wesen einer lebendigen Nation ausmachen könnte. «Verfassungspatriotismus»? Genauso gut könnte ein Verliebter seiner Angebeteten im Mondschein ins Ohr hauchen: «Ich liebe dein Skelett.»

Irgendetwas ist passiert. Talkmaster Roger Schawinski, der einst betonte, er habe «zeit-lebens nur die SP gewählt», lässt sich in der *Weltwoche* in der Uniform eines Soldaten der Schweizer Armee abbilden. Der Schauspieler Mathias Gnädinger – ein «hochpolitischer Künstler aus dem linken Spektrum» – zeigt sich ganzseitig im Sennenhemd und sagt: «Gut, gibt's die Schweizer Bauern.» Beat Schlatter, als Komiker im hinteren Mittelfeld, aber als Ideologe vorne ganz links («Ich bin Wähler der Juso»), drehte einen Film übers Schwingen. Seither gibt sich der Stadtzürcher als Experte an jedem ländlichen Sägemehrling.

Überhaupt das Schwingen. Das Eidgenössische Schwingfest in Burgdorf wird nächstes Wochenende überrannt von urbanem Partyvolk, halbseidenen Halbpromis und den SP-Nationalrätinnen Evi Allemann und Margret Kiener Nellen als Ehrengästen. Christa Markwalder küsst als oberste Ehrendame in Berner Tracht. Die EU-Beitritts-Freundin wird sich allerdings hüten, bei den 52 000 Zuschauern eine konsultative Abstimmung über den EU-Beitritt durchzuführen.

Nachahmen nützt nichts. Was zählt, ist das Original. Wenn Philipp Müller einen Bankier mit dem A-Wort beschimpft, macht er seine FDP noch lange nicht zur Buezer-Partei. Wenn Christdemokrat Christophe Darbellay die Abtreibung befürwortet, ist er noch längst keine Ikone der Feministinnen. Und wenn die SVP plötzlich auf die Windenergie setzte, wäre sie nur eines: eine Windfahne.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat. Mehr zum «Eidgenössischen»: [Seite 40](#)

Taxi ohne Taxifahrer

Von Peter Bodenmann — Wer hat recht: Schloter, Loosli oder Google? Oder alle drei zusammen?



Zweite Elektrifizierung: Swisscom-Chef Schloter (+).

Warum wählte Carsten Schloter den Freitag? Wir werden es nie wissen. Und das ist gut so. Denn alle sollen gehen dürfen, wenn sie es nicht mehr aushalten.

Gab es Konflikte zwischen Hansueli Loosli und Carsten Schloter? Offenbar ja. Wer hatte recht? Vermutlich Loosli, weil er begriffen hat, dass die Swisscom nur dank zu hohen Tarifen und somit nur auf Kosten der Konsumenten hohe Gewinne ausweist. Hat sich Loosli zu stark ins operative Geschäft eingemischt? Vermutlich ist das Gegenteil richtig.

In einem Punkt hatte Schloter allerdings recht. Für ihn wuchsen Kommunikation und Mobilität im Zeitalter der zweiten Elektrifizierung immer mehr zusammen. Ob die Swisscom in diesem Prozess eine Rolle spielen kann, ist allerdings mehr als fraglich.

Erfinden kann fast jeder etwas. Erfindungen zum Durchbruch zu verhelfen, schaffen auf politisch regulierten Feldern in der Regel nur weltweit tätige Konzerne. Deshalb kaufen Google oder Microsoft jede Menge Firmen auf.

Wer in Sachen Mobilität die Welt neu erfinden will, muss die Staaten zwingen, den Verkehr auf ihren Strassen in seinem Sinne zu regeln. Dies kann nur in einem der drei weltweit relevanten Räume gelingen: in den USA, in Europa oder in China.

Wenn wir der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* glauben wollen, arbeitet Google fieberhaft an

einem Roboter-Taxi. Der Autozulieferer Continental soll dieses hochgeheime Elektroauto für Google entwickeln und bauen. Damit die fossilen Autokonzerne technisch mögliche Entwicklungen nicht torpedieren können.

Google sammelt alle relevanten Daten über uns. Von dieser Datenmenge profitieren Internetanbieter genauso wie US-Geheimdienste. Nach dem Motto: «Legal, illegal, ist uns egal.»

Der Barbesucher will zu fortgeschrittener Stunde noch durch die Nacht gleiten. Er bestellt sich per iPhone ein Google-Robo-Taxi. Pünktlich trifft dieses vor der Bar ein und fährt den Angeheiterten und seine Dulcinea ohne störenden Taxifahrer durch die Nacht. Sicher, ökologisch und kostengünstig zugleich. Und die Geheimdienste können dank versteckten Kameras und Mikrofonen gleich alles zwecks Terrorbekämpfung mitschneiden.

Wird das funktionieren? Im ersten Anlauf vermutlich nicht perfekt, im dritten umso besser. Und kurz darauf gibt es keine Trennung mehr zwischen dem öffentlichen und dem privaten Verkehr. Und die Staus gehören dann sowieso der Vergangenheit an.

Schade, dass Carsten Schloter dies alles nicht mehr miterlebt.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Mehr zum Thema Selbstmord: [Seite 44](#)

Von Engels lernen

Von Kurt W. Zimmermann — Friedrich Engels war ein guter Journalist. Er wusste darum: Der Bundesrat knickt immer ein.

Friedrich Engels war einer der wichtigsten Journalisten seiner Zeit. Er schrieb unter anderem für die *Augsburger Allgemeine* und für die *Neue Rheinische Zeitung*.

Im Mai 1853 schrieb Engels einen Artikel für die *New York Daily Tribune*. Thema war die Schweiz. Der Text wurde später von seinem alten Trinkkumpan Karl Marx ins Deutsche übersetzt, Titel: «Die politische Lage der schweizerischen Republik».

Und damit wären wir bei Steuerdeals, Amtshilfe und fremden Richtern.

Engels beschrieb in seinem Text den Bundesrat als eine Truppe von Weicheiern. Engels wörtlich: «Was die Schweizer Regierung anbelangt, so gab sie auf jede immer unverschämtere Forderung einen noch demütigeren Bescheid.»

Die Folge davon, laut Engels: «Jede anmassende und hartnäckige Regierung kann bei den Schweizern erreichen, was sie will.»

Damals knickte der Bundesrat gegenüber Preussen, Frankreich und Österreich ein. Heute knickt er gegenüber Deutschland, der EU und den USA ein.

Interessant an der Geschichte um Engels ist die Rolle der Medien. Sie gingen immer im Gleichschritt mit ihrer Regierung. Die Schweizer Medien sind so stramm regierungstreu wie kaum in einem anderen Land Europas.

Schon als die Regierung Anfang des letzten Jahrhunderts auf Intimkurs mit dem deutschen Kaiserreich ging, jubelten die Medien mit. «Ehrfurcht und warme Sympathie», titelte etwa die *NZZ*. In neuerer Zeit, als die Regierung nach 1990 auf EU-Kurs steuerte, war auf die Medien ebenso gehorsamer Verlass. Nur während des Dritten Reichs gab es in der Aussenpolitik seltene Konfrontationen zwischen Bundesrat und Publizistik.

Diese Nähe wurde zuletzt etwa ersichtlich beim gescheiterten US-Steuerdeal. Die Regierung unterwarf sich eilfertig dem externen Druck. Die grosse Mehrheit der Journalisten folgte ihr blind. Der US-Deal war für sie «das einzig Richtige» (*Tages-Anzeiger*), er war «unausweichlich» (*Aargauer Zeitung*). Opposition dagegen war eine «kraftmeierische Verweigerungshaltung» (*Blick*) und «Harakiri» (*Südosstschweiz*).

Solcher Stil hat natürlich Resonanz. Regierung und Medien sandten in den letzten Jahren stets das gemeinsame Signal nach aussen, dass die Schweiz in Drucksituationen ohne Widerstand sei. Auch das war zu Zeiten von Engels schon so. Zitat: «Eine Infamie nach der anderen wurde geschluckt, bis die Schweiz



«Take it easy»: Autor Engels.

schliesslich in Europa auf die tiefste Stufe der Verachtung gesunken war.»

Der Tiefpunkt der Verachtung ist nun offenbar erreicht. Seit einigen Wochen zeichnet sich eine interessante Trendumkehr ab. Noch immer knickt zwar die Regierung, zuletzt bei der Frage des EU-Gerichtshof, vorauseilend ein. Doch die Journalisten folgen ihr nicht mehr.

Durch den aussenpolitischen Opportunismus des Bundesrats, so schreibt nun auf einmal der *Blick*, werde «die Demokratie ad absurdum geführt». Es brauche «mehr Mut statt weisser Fahne», schreibt die *Basler Zeitung*. Die Regierung habe «die Nähe zum Volk verloren», schreibt die *Sonntagszeitung*.

Im *Tages-Anzeiger* stand gar eine Meinung, wie man sie in diesem Blatt seit dem Zweiten Weltkrieg vermutlich nie mehr gelesen hat: «Wir könnten ruhig etwas selbstbewusster und selbstsicherer mit internationaler Kritik umgehen.» Das sind schon fast Anflüge von Patriotismus.

Friedrich Engels, wie viele Journalisten, war ein Salonsozialist und zugleich ein lockerer Typ. Auf die Frage nach seinem Lebensgenuss antwortete er: «Château Margaux.» Auf die Frage nach seinem Lebensmotto antwortete er: «Take it easy.»

Take it easy. In der Schweizer Aussenpolitik haben das nun auch unsere Journalisten gemerkt.

Reizfigur

Von Beatrice Schlag — Fiktion und Realität geraten durcheinander.

Serienjunkies kennen vielleicht ihren Namen nicht, aber Anna Gunns Gesicht ist ihnen vertraut. Die Schauspielerinnen war in «Law & Order» zu sehen, in «Boston Legal», «Deadwood» und «Lie to Me».



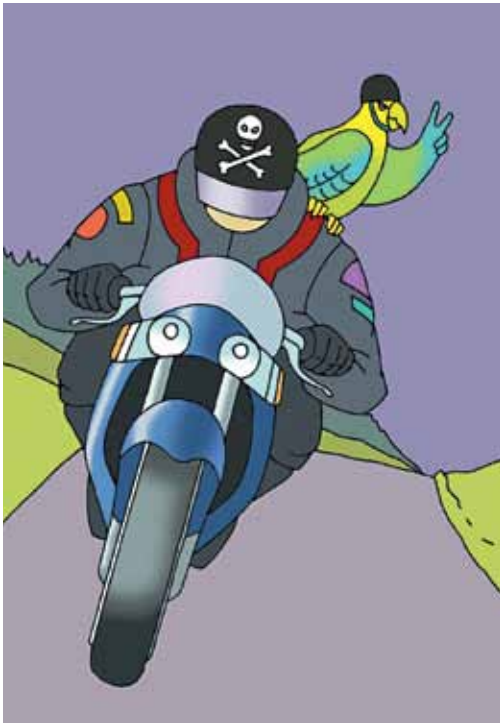
Seit 2008 spielt sie in der Hitserie «Breaking Bad» die unbeugsame Skyler, Ehefrau des Chemielehrers Walter White. Skyler und Walter erwarten ihr zweites Kind, als er erfährt, dass er Krebs und höchstens noch zwei Jahre zu leben hat. Da er für seine Familie vorsorgen will, beginnt er, Methamphetamin herzustellen, und wird zum skrupellosen Drogendealer. Seine Frau hat davon lange keine Ahnung. Als sie es erfährt, ist sie ausser sich über seine Lügen und Dreckgeschäfte. Und wenn Skyler White laut wird, wird sie sehr laut.

«Ich wusste von Anfang an», schrieb Anna Gunn vor wenigen Tagen in der *New York Times*, «dass ich vermutlich nicht die beliebteste Figur in der Serie sein würde.» Was sie nicht voraussah, waren die Ausfälligkeiten vieler Fans von «Breaking Bad» einer fiktiven Ehefrau gegenüber, die sich nicht mundtot machen und nicht brechen lässt. «Als Schauspielerin begreife ich, dass Zuschauer ein Recht auf ihre Gefühle Figuren gegenüber haben», schreibt Anna Gunn, «aber persönlich hat mich das viele Gift sehr getroffen. Konnte es sein, dass man eine Frau nicht erträgt, die nicht schweigend duldet? Verachtet man sie, weil sie nicht klein beigt?»

Irgendwann begann der Hass auf Skyler White in Hass auf die Schauspielerin umzuschlagen. «Kann mir bitte jemand sagen, wo diese Anna Gunn lebt, damit ich sie umbringen kann?», fragte jemand im Internet, und es war nur einer von vielen ähnlich lautenden posts. Sie habe das alles nicht genossen, sagt Anna Gunn, aber sie sei dennoch froh, dass die öffentliche Diskussion stattgefunden habe. «Sie hat einige der dunklen, verklemmten Ecken erhellt, von denen wir oft behaupten, es gebe sie in unserem Alltag nicht.» Der letzte Satz war etwas überraschend. Welche Frau mit offenen Augen und Ohren würde das behaupten? Neu an Skyler/Anna ist nur, dass die Grenzen zwischen Fernsehen und Wirklichkeit verschwinden, wenn der Zorn gross genug ist.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man als Motorradfahrer – ohne unhöflich zu sein – einem entgegenkommenden Kollegen den Töff-Gruss verweigern, weil man insbesondere auf einer Passfahrt an einem schönen Wochenende sonst weitgehend einhändig fahren muss? *Patrick Roth, Zürich*

Grundsätzlich gilt: Man grüsst längst nicht mehr als erster (um den Gruss-Kreislauf zu unterbrechen), aber es wird zurück gegrüsst. Ausnahme, alles unter 250 Kubikzentimeter, Quad- und Rollerfahrer. Man kann dabei die linke Hand durchaus am Lenker lassen, Varianten: Zucken mit der Augenbraue (BMW-Fahrer), Bein rausstrecken (Rennfahrer), Kopf heben (Herrenfahrer). Oder dann nur zwei Finger abspreizen. Hat unser Kollege «Bomben-Müller» erfunden, weil ihm (nach einem missglückten Versuch, eine Rohrbombe zu basteln) Ring- und Zeigefinger fehlten und der Wind seinen Handschuh zu einem Grussautomaten machte. *Norbert Neiningger*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Futterneid, Territoriumsverteidigung, Vermehrungswut.»

Verena Guran-Fierz

Rousseaus Geist

Nr. 34 – «Mörder in der Gruppentherapie»; Philipp Gut und Lucien Scherrer über die Kosten des Justizvollzugs

Leider spuken in der Politik immer noch rousseausche Ideen herum: Der Mensch sei von Natur aus gut und nur durch widrige Umstände verdorben. Nein, wir sind keine «guten Wilden», nirgends. Wild schon: Es rumoren viele tierische Eigenschaften in uns – Futterneid, Territoriumsverteidigung, Vermehrungswut, Aggression, Mordlust und unbedingte Bevorzugung der eigenen Brut. Ausser der Mordlust können alle in positive Kräfte verwandelt werden. Bei den Menschen kommt noch die Bosheit hinzu, die den Tieren fehlt. Wir hätten im Gegenzug Einsicht und Verantwortung zur Verfügung. Betrachtet man einen Menschen als «therapierbar», hält man ihn für krank, was respektlos ist, da man ihm die Verantwortung für sein Handeln abnimmt. Eine nützliche, sorgfältige Arbeit bringt sicher mehr als alles Geschwätz und gibt auch einem Verbrecher das Gefühl, etwas für die Welt tun zu können. Wenn er dieses Bedürfnis nicht hat, ist alle Mühe sowieso vergebens. *Verena Guran-Fierz, Zumikon*

Was müssen Opfer von Gewaltverbrechen bei der Lektüre eines solchen Artikels wohl empfinden? Zu wissen, dass ihre Fälle von Ärzten missbraucht werden, um sich auf Kosten der Steuerzahler zu bereichern, und Täter mehr medizinische Aufmerksamkeit erhalten als die Opfer, die nicht selten im Stich gelassen werden. Weltweit gibt es keine einzige patentierte Therapie, mit der Gewaltverbrecher oder Triebtäter geheilt werden können. Diese Therapien sind nicht mehr als Experimente ohne einschlägige Erfolge. Positive Resultate oder Fortschritte existieren lediglich in den Köpfen der Ärzte. Handfeste Beweise gibt es keine. Und wenn etwas schief läuft, ein Täter wie so oft rückfällig wird, haben die Ärzte nicht einmal Konsequenzen zu befürchten. Seltsamerweise schöpft hier niemand Verdacht wegen unzulässiger persönlicher Bereicherung. Wenn etwas so aussieht und so riecht, muss man es beim Namen nennen. Das ist Schwindel und Betrug am Steuerzahler. Abgesegnet von Justiz und Politik.

Frédéric-Marc Fluehmann, Dübendorf

Wunsch ging in Erfüllung

Nr. 34 – «Bersets Propaganda-Tote»; Urs Paul Engeler über Innenminister Berset

Es war eine äusserst angenehme Überraschung, in der *Weltwoche* wieder einmal einen

wie gewohnt klaren, offensichtlich gut recherchierten Artikel von Herrn Urs Paul Engeler zu lesen. Ich hatte mir letzte Woche gewünscht, dass er noch nicht pensioniert und immer noch im Team sei. Mein Wunsch ist heute in Erfüllung gegangen, vielen Dank! Ich hoffe sehr, dass er sein grosses Wissen, seine Erfahrung und seine Insider-Kenntnisse von Zeit zu Zeit wieder zur Verfügung stellen wird. Vielleicht und hoffentlich wird ihm das Pensioniertsein ja gelegentlich etwas langweilig vorkommen.

Christina E. Rauffer, Zürich

Steuern auf ein Sperrkonto

Nr. 34 – «Willkommen im Paradies»; Markus Schär über die Integrationspolitik

Danke für diesen wiederum interessanten Artikel. Es kommt mir die Galle hoch, wenn ich solche Artikel lese und was wir uns dabei alles bieten lassen müssen. Das Schweizervolk könnte zur Behebung solcher widerlichen Umstände unter anderem folgende Punkte anwenden: Erstens inskünftig die richtigen Personen in den National- und in den Ständerat wählen. Zweitens sollten wir Steuerzahler/innen uns ernsthaft Gedanken machen, die von uns zu bezahlenden Steuern inskünftig teilweise (zum Beispiel dreissig Prozent) auf ein Sperrkonto zu überweisen, und zwar so lange, bis unsere Regierung zur Vernunft kommt und die vom Souverän vorgegebenen Direktiven nicht nur zur Kenntnis nimmt, sondern diese auch rigoros zu hundert Prozent anwendet.

Jürg Wernli, Flüh

Ungerechtfertigte Anschuldigungen

Nr. 33 – «Oprah Winfreys Rassismuskule» von Philipp Gut und Lucien Scherrer

Aus Martin Suters Film «Giulias Verschwinden»: An ihrem fünfzigsten Geburtstag betritt Giulia, eine Schweizerin – hellhäutig –, eine Nobelboutique an der Zürcher Bahnhofstrasse. Beide Verkäuferinnen kümmern sich um eine junge Frau, die sich fragt, ob ihr *size zero*-Hintern in der *size zero*-Hose gut zur Geltung kommt. Giulia wird nicht beachtet, nicht bedient. Zu alt, zu bescheiden, als Kundin zu wenig vielversprechend. Rassismus? Wie viele Frauen, jüngere und ältere, werden beim Betreten einer Edel-Boutique blitzschnell von oben bis unten gemustert, taxiert – und ziehen es dann vor, den Laden zu verlassen? Oder betreten diesen erst gar nicht?

Es erstaunt, dass dieser Aspekt bis jetzt kein Thema ist!

Mariann Künzi, Herrenschwanden

Rassismus und Fremdenfeindlichkeit werden uns vorgeworfen. Wie leichtfertig solche Vorwürfe entstehen und wie schnell diese weltweit in allen Medien verbreitet werden, haben wir jetzt hautnah erlebt. Ein Land, das mit vier verschiedenen Kulturen und Sprachen erfolgreich zu leben weiss, sich seit Jahrzehnten um die Integration von Zehntausenden von Flüchtlingen bemüht, muss sich solche ungerichteten Anschuldigungen sicherlich nicht gefallen lassen.

Vasco Zlatareff, Interlaken

Die Produktion ist besser

Nr. 33 – «Die schöne Welt des orangen Riesen»; Wirtschaftskolumne von Silvio Borner

Herr Borner setzt voraus, dass sich die Migros in die inneren Angelegenheiten anderer Länder einmischen will. Dies ist wohl eine quere Sicht, wenn man versucht, die Standards der Lieferanten über das gesetzliche Mass hinaus zu verbessern. Es ist unbegreiflich, weshalb der Autor bezweifelt, dass die Schweiz in der Produktion von tierischen Produkten höhere Standards aufweist als andere Staaten. Ja, es ist

so, die Standards, die in der Schweiz der Landwirtschaft vorgegeben werden (nicht nur von Gesetzes wegen, sondern speziell durch die Normen der Grossverteiler in der Schweiz), sind in der Regel weit höher als im Ausland, speziell in der Produktion von tierischen Produkten. Dies soll sich der Einkaufstourist bitte bei der Fahrt über die Grenze vor Augen führen! Zudem preist der Autor das Modell Walmart: Es habe Millionen von ärmeren US-Bürgern zu mehr Kaufkraft verholfen. Da wird absolut ausgeblendet, dass die Arbeitsbedingungen bei diesem Supermarkt jeder Beschreibung spotten und dessen Geschäftsgebaren dazu beiträgt, dass es sowohl in den Reihen der eigenen Mitarbeiter wie auch bei denjenigen der Zulieferanten Heerscharen von *working poor* gibt. *Daniel Rüegg, Goldach*

Man redet aneinander vorbei

Nr. 33 – «Ferien statt Freiheit»; Kolumne von Andreas Thiel

Der Text gefiel mir sehr gut. Er zeigt exemplarisch auf, wie die Linke und die Rechte in der Schweiz und weltweit aneinander vorbeireden und -handeln. Die Linke weiss nichts vom Reich Gottes und lebt in den Tag hinein und will sogar die Rechten zu ihrem Glück bekehren. *Paul Bänziger, Mels*

Gegendarstellung

In der *Weltwoche* vom 15. August 2013 wird im Artikel «Frau Zaki braucht wieder Sozialgeld» behauptet, ich hätte den Antrag auf IV unterstützt. Diese Behauptung ist falsch. Ich habe weder die Anmeldung an die IV vorgenommen, noch habe ich in anderer Weise auf Entscheidungen von Sozialversicherungsträgern zugunsten von «Ali S.» hingewirkt.

Dr. René Maire, Männedorf

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Auf die Zukunft setzen: mit unseren Finanzierungslösungen für ein nachhaltig gebautes Eigenheim.

MINERGIE®

Besuchen Sie uns auf www.zkb.ch/eigenheim

Wir sind Ihre Nummer 1. Zum Beispiel, wenn es um Umweldarlehen für klima freundliches Bauen und Sanieren geht.

Die nahe Bank



Zürcher
Kantonalbank

DJ ANTOINE TANJALA
MARCO BERTO ACEE MIKE CROIX
MR. DA-NON
PAPI ELECTRIC
SONDYS
CROIX
DJ CRUZ SANTIAGO CORTÉS
SMASH FX M-LIVE
TONI GRANELLO
LAROCK
REMADEY & MANU-L
FLAVA & STEVENSON, JACK HOLIDAY UND EVELYN



DJ
NIGHT

DIE BESTEN DJS NUR MIT RADIO 105

DIE PARTY: FR 20.09.2013,
X-TRA ZÜRICH.

JETZT 105 HÖREN UND TÄGLICH
SOFORT-TICKETS GEWINNEN ODER
VIA SMS AN DER VERLOSUNG TEIL-
NEHMEN.

SENDE EIN SMS AN DIE NUMMER 84141 MIT DEM TEXT
DJ NIGHT, DEINEM NAMEN UND DEINER KOMPLETTEN
ADRESSE, 1 FR. PRO SMS. VIEL GLÜCK.
INFOS UND GRATISTEILNAHME AUF 105.CH.

RADIO 105 EMPFÄNGST DU IN DER GANZEN DEUTSCHSCHWEIZ AUF DAB+
UND IM KABELNETZ SOWIE IN ZÜRICH AUF 93,0FM ODER AUF WWW.105.CH



**DIE CD ZUM EVENT AB
DEM 06.09. IM HANDEL**

Bundesrat übt Bückling

Die EU fordert neue Spielregeln im Umgang mit der Schweiz. Deshalb will der Bundesrat Verhandlungen darüber führen, wie er fremdes Recht übernehmen und sich fremden Richtern unterwerfen soll. Warum tut er dem Land das an? Ohne Not. *Von Markus Schär*

«Warum machen wir das?» Bundesrat Didier Burkhalter warf die Frage gleich selber auf, als er in der letzten Woche den Entwurf zu einem Verhandlungsmandat mit der EU vorstellte: Das Parlament und die Kantone sollen sich dazu äussern, wie die Landesregierung den bilateralen Weg «renovieren» will. Und schon jetzt kündigt SVP-Nationalrat Christoph Blocher an, im September sammle sich ein Komitee «gegen den schleichenden EU-Beitritt», das den Bundesrat daran hindern soll, in den Verhandlungen «die Schweiz aufzugeben».

Die Frage stellt sich tatsächlich: Warum zettelt der Bundesrat die heisseste Europa-Debatte seit der EWR-Abstimmung von 1992 an? Und dies ohne Not, zumal das Aussendepartement betont, nicht nur die Schweiz, sondern auch die EU könne mit den bestehenden Abkommen gut leben – es gebe deshalb keinen Grund, daran etwas zu ändern. Was soll also dieses Vorpreschen?

Warum braucht der bilaterale Weg eine «Renovation»?

Im März 2012 sass José Manuel Barroso, der Präsident der EU-Kommission, in Bern dem Aussenminister Burkhalter direkt gegenüber und sagte ihm ins Gesicht: «Wir diskutieren nicht mehr über den bilateralen Weg. Er ist zu Ende.»

Schon seit 2008 trat die von der Finanzkrise zerrüttete EU der Schweiz gegenüber immer angrieffiger auf, forderte Zugeständnisse beim Bankgeheimnis sowie bei den Unternehmenssteuern und mäkelte am Bilateralismus herum – obwohl der problemlose Austausch mit der Schweiz als viertgrösstem Handelspartner auch der EU viel bringt. Es gebe keine neuen Verträge mehr, dekretierte Brüssel, wenn nicht ein Rahmenabkommen die institutionellen Fragen regle: Wie setzt die Schweiz das Recht des europäischen Binnenmarktes um? Wer wacht über diese Umsetzung? Wer sorgt für eine einheitliche Rechtsauslegung? Und wer schlichtet im Streitfall?

Der harsche Ton wirkte; die Schweizer liessen sich einschüchtern. In den grossen Streitfragen, also Bankgeheimnis und Unternehmenssteuern, unterwirft sich die Schweiz inzwischen den globalen Standards, wie sie die OECD erzwingt. Und auch im bilateralen Verhältnis zur EU gibt sie nach – obwohl «alles gut läuft», wie Burkhalter beteuert, und die Schweizer Wirtschaft kaum Handlungsbe-



«Dynamische» Rechtsübernahme: Aussenminister Burkhalter.

darf sieht, wie sein Staatssekretär Yves Rossier eingesteht. «Mit dem Status quo fallen wir zurück», heisst es in der Sprachregelung des Aussendepartements. Die Rechtssicherheit leide, in einigen Jahren könnten sich Probleme zeigen, und dann müsste die Schweiz mit dem Wasser am Hals verhandeln. Jetzt dagegen, betont Burkhalter, «können wir den bilateralen Weg für zwanzig Jahre erneuern».

Bei aller Schweizer Nachgiebigkeit wollte die EU aber von Verhandlungen bis Ende 2012 nichts wissen – bis das Aussendepartement etwas vorschlug, was es selbst als *game changer* feiert, also als eine Idee, die ein neues Spiel eröffnet: Zu Streitfällen soll sich der Europäische Gerichtshof (EuGH) äussern, die Schweiz würde also den Spruch von «fremden Richtern» annehmen. Kein Wunder, dass die EU mit dieser Vorgabe wieder in Verhandlungen einsteigen will.

Weshalb schlägt die Schweiz fremde Richter vor?

«Wenn ich Studenten auffordern würde, den Begriff «fremde Richter» zu definieren, so wäre der bundesrätliche Vorschlag die perfekte Antwort», giffelt der Politologe Dieter Freiburghaus. Und der Wirtschaftsrechtler Carl Baudenbacher höhnte in der *Handelszeitung* gar über die Idee: «Dass die eine Mannschaft ihren eigenen Schiedsrichter mitbringt, ist nicht einmal bei Grümpelturnieren denkbar.» In einem Schreiben wandten denn auch fünfzehn Rechtsprofessoren ein, der Bundesrat gehe deutlich über die Forderungen der EU hinaus: Kein Land habe sich je freiwillig einem supranationalen Gericht unterstellt, in dem es keine Richter stellen konnte.

Der St. Galler Professor Baudenbacher ist nicht ganz neutral: Er sitzt für das Fürstentum Liechtenstein im Efta-Gerichtshof in Luxem-

burg und führt dieses Gremium seit 2003 als Präsident. Mit seinen Kollegen empfiehlt er denn auch, die Schweiz solle an die Überwachungsbehörde und den Gerichtshof der Freihandelszone Efta «andocken», mit denen die drei anderen Staaten in der Efta (Norwegen, Island, Liechtenstein) ihre Beziehungen zur EU im EWR regeln.

Das will das Aussendepartement aber gerade nicht. Die Efta-Überwachungsbehörde, bisher mit achtzig Beschäftigten für die drei Kleinstaaten, brauchte für die Wirtschaftsmacht Schweiz mindestens hundert Leute mehr, «und wenn sie einmal da sind, dann werden sie auch etwas finden». Und der Efta-Gerichtshof, den die Überwacher anrufen könnten, würde – gemäss den Leitlinien des EuGH – letztinstanzlich entscheiden; er könnte die Schweiz also auch verurteilen.

Das will der Bundesrat mit seinem Vorschlag vermeiden: Die Gemischten Ausschüsse – in denen die EU und die Schweiz einmal jährlich Probleme bei den über hundert Abkommen besprechen, ohne dass es bisher zu ernststen Konflikten kam – könnten im Streitfall den EuGH anfragen, der beim Auslegen des Binnenmarktrechts die Alleinhoheit beansprucht. Der Spruch der Richter würde gelten, aber die Schweiz zu nichts zwingen. Sie könnte die Umsetzung ablehnen, die EU dafür das umstrittene Abkommen teilweise oder ganz aussetzen und, falls sich keine Lösung fände, gar kündigen. Statt eines juristischen Urteils, betont das Aussendepartement, gäbe es also einen politischen Entscheid.

Gerade weil die Lösung so einfach ist, wirft sie schwierige Fragen auf. Was verspricht sich die EU, wenn sie auf den Schweizer Vorschlag ohne Überwachung eingeht: die Schweiz politisch zu disziplinieren? Was geschieht, wenn die Schweiz nicht auf die Auslegung des EuGH eingeht – gibt dann der Gerichtshof als «Integrationsturbo» den Tarif durch? Welche Fragen gehören vor den EuGH: viel mehr, wie es sich die EU vorstellt? Und vor allem: Von welchem Recht sprechen wir eigentlich?

Wann geht es um fremdes Recht?

Der Satz wird Staatssekretär Yves Rossier noch lange um die Ohren geschlagen werden: «Ja, es sind fremde Richter», sagte er zur Idee, den EuGH anzurufen, «es geht ja auch um fremdes Recht.» Die einen Kritiker empörten sich, weil der Spitzendiplomat ein eidgenössisches Tabu zu brechen wagte. Und die anderen widersprachen: Das Aussendepartement verstehe nicht, dass es gar nicht um fremdes, sondern um zwischenstaatliches Recht gehe.

Die Grundfrage stellt sich also: Sind die bilateralen Abkommen ein Regelwerk, dank dem die Schweiz den Zugang zum europäischen Binnenmarkt mit dem fremden Recht der EU erhält, oder sind sie zwischenstaatliches Recht,

mit dem sich zwei bei allen unterschiedlichen Grössenordnungen gleichberechtigte Partner gegenseitig den Marktzugang gewähren?

«Beide Aussagen treffen zu», antwortet das Aussendepartement. «Man kann nicht nur die eine oder die andere als richtig bezeichnen.» Die bilateralen Abkommen sind völkerrechtliche Verträge, mit denen sich gleichberechtigte Par-



Immer angrieffiger: EU-Politiker Barroso.

teien in einzelnen Sektoren gegenseitig den Marktzugang gewähren. Aber die EU erlässt und entwickelt das Recht, das auf dem europäischen Binnenmarkt gilt. Und die Schweiz muss sich anpassen, damit er weiter reibungslos funktioniert. Das räumte der Bundesrat schon 1999 vor der Abstimmung über die Bilateralen I ein: «Ohne regelmässige Berücksichtigung der Entwicklung des Gemeinschaftsrechts in den Bereichen, welche von den sektoriellen Abkommen

Es ist, als würde eine Mannschaft ihren eigenen Schiedsrichter mitbringen.

gedeckt werden, würden die Unterschiede der schweizerischen und der gemeinschaftlichen Bestimmungen die einwandfreie Anwendung der betreffenden Abkommen verhindern.»

Das heisst: Die Schweiz übernimmt viel EU-Recht, wenn dies dem Austausch dient – die ETH-Assistentin Sabine Jenni zeigte in einem Forschungsprojekt, dass die Schweiz in den letzten zwanzig Jahren ein Drittel aller Bundesgesetze einmal oder sogar mehrmals dem EU-Recht anpasste. Dagegen ist nichts einzuwenden, wenn die Übernahme nicht automatisch geschieht: solange also die Schweiz nein sagen kann.

Deshalb sprechen Burkhalter und Rossier nicht von automatischer, sondern von «dynamischer» Rechtsübernahme: Über geringe Anpassungen würde ein Bundesamt entscheiden, über gewichtige aber das Volk; die Schweiz führe kein Recht ein, das sie nicht gutgeheissen hat. Und darum beteuert das Aussendepar-

tement, es gebe keine Rückwirkung, also keine Änderungen an den bestehenden Verträgen. Die EU übe keinen Druck aus, um beispielsweise das Unionsbürgerrecht in der Schweiz durchzusetzen. Die «roten Linien», das, was nicht verhandelbar ist, schreibe der Bundesrat deshalb nur im Verhandlungsmandat fest, um das Volk zu beruhigen.

Dagegen hält der Europarechtler Rainer J. Schweizer das fremde Recht noch für den «grösseren Brocken» als die fremden Richter. «Die Möglichkeit, nein zu sagen, die gibt es fast nicht», sagte er dem *Tages-Anzeiger*. «Wir sind da in einer schwachen Position.»

Was geschieht, wenn die Schweiz nein sagt?

«Hören Sie auf, zu glauben, wir Schweizer zählten nichts», spöttelte Bundesrat Burkhalter über die Journalisten, die ihm seinen Optimismus in Hinsicht auf die Verhandlungen mit der EU nicht abnahmen. Im Aussendepartement macht man sich Mut: Die Schweizer seien keine Zwerge, sondern ein bedeutender Handelspartner der EU – diese werde sich deshalb hüten, wegen irgendwelcher Kleinigkeiten die Beziehung zu beenden. Die Angst, dass die Schweiz zu neuem EU-Recht nicht nein sagen könnte, habe also «keinen Realitätsbezug».

Die starken Worte fallen auf Burkhalter und Rossier zurück. Denn sie werben ja für ihren Vorstoss, indem sie Ängste schüren: Die Schweiz könne keine weiteren Abkommen mit der EU schliessen, dadurch würden vor allem die Stromwirtschaft und die Finanzdienstleister schwere Nachteile erleiden. Und die Schweizer könnten sich, wenn sie ihr Recht nicht dynamisch an jenes der EU anpassen, nicht mehr auf Rechtssicherheit verlassen. Wie verhält es sich damit?

Das Stromabkommen wolle die EU auch ohne Gesamtlösung für die institutionellen Regeln abschliessen, weil sie Interesse daran hat, behauptet Christoph Blocher (das Departement von Bundesrätin Doris Leuthard widerspricht). Bei der EU-Finanzmarkttrichtlinie Mifid II, aufgrund der den Schweizern Zugangsbeschränkungen drohen, gebe es «Lichtblicke», beteuerte Staatssekretär Michael Ambühl bei seinem Abschied am Montag: Der Ausgang dieser Gespräche hänge nicht von einem Rahmenabkommen mit der EU ab. Und bei den bestehenden Abkommen können weiter die Gemischten Ausschüsse über die Problemchen sprechen, die sie seit Jahren wälzen. Falls es tatsächlich einmal zum Streit komme, liesse sich ein paritätisches Schiedsgericht einsetzen, schlägt Blocher vor.

Die EU anerkenne, dass die Schweiz nach eigenen Regeln funktioniere, betont das Aussendepartement. Es muss wohl die EU darauf vorbereiten, dass die Schweizer sagen könnten: «Warum machen wir das überhaupt?» ○

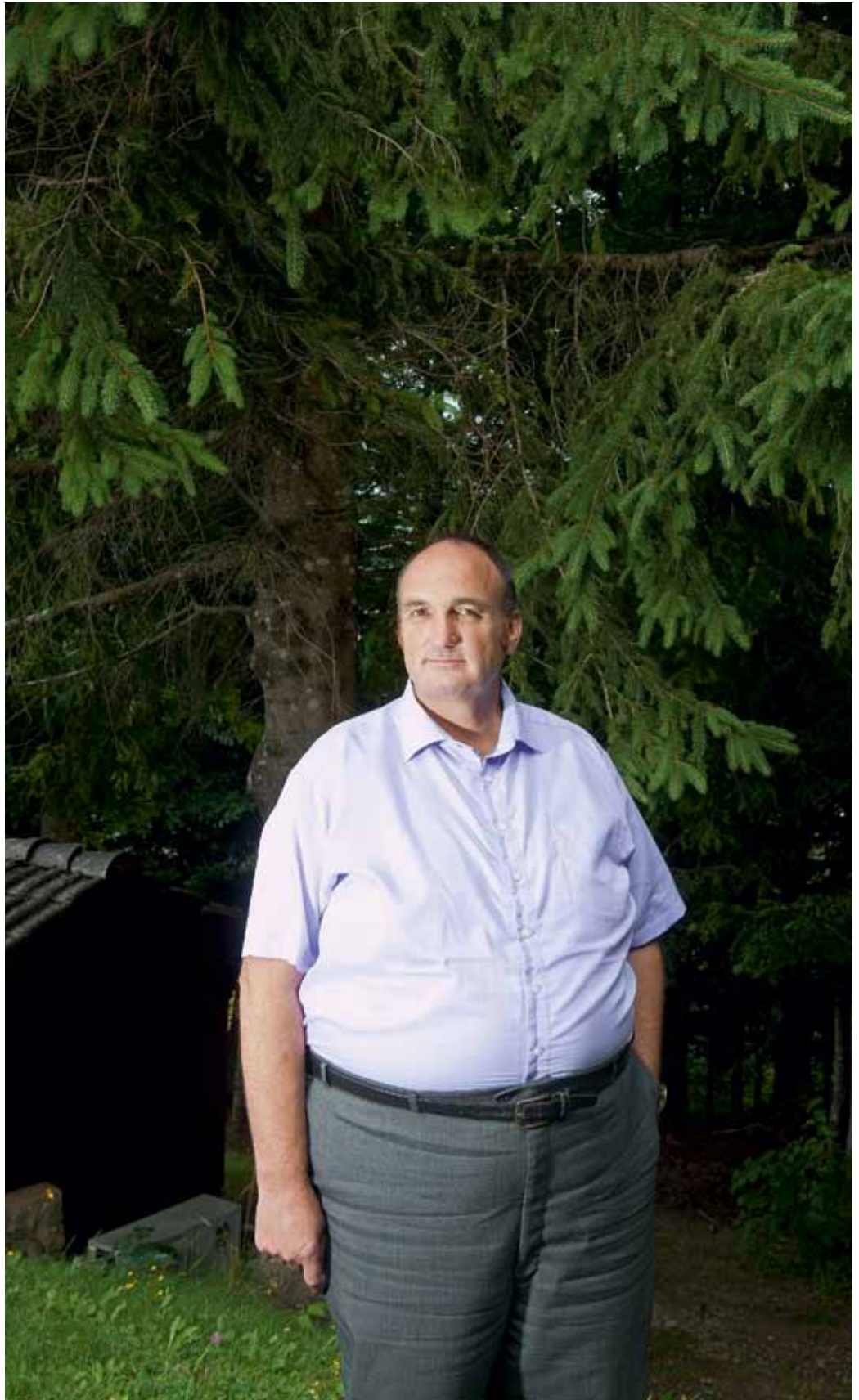
Protokoll eines Putsches

Aufgrund von anonymen Anschuldigungen und Gerüchten hat die mehrheitlich linke Regierung von La Chaux-de-Fonds den gewählten Stadtpräsidenten Jean-Charles Legrix (SVP) gestürzt. Der Coup wurde von Chefbeamten mit Hilfe einer Sexismus-Expertin von langer Hand inszeniert. *Von Alex Baur*

Einen Vorwurf muss sich Jean-Charles Legrix, bis vor zwei Wochen noch Stadtpräsident von La Chaux-de-Fonds NE, zweifellos gefallen lassen: Er handelte nachgerade naiv, als er im letzten Februar bei der Gesamtregierung den Antrag stellte, sein Departement sei von einem externen Gutachter zu durchleuchten. Es mag den Magistraten ehren, dass er selber keinen Einfluss auf die Untersuchung nahm und die Leitung seinen Regierungskollegen anvertraute sowie der städtischen Personalchefin Ioana Niklaus, die zu seinen schärfsten Kritikern gehört. Dabei überschätzte Legrix allerdings nicht nur seine Macht als gewählter Volksvertreter sträflich; er unterschätzte vor allem auch die heimliche bis heimtückische Macht der Beamtenschaft. Mit der Untersuchung lieferte er seinen Feinden, die hinter den Kulissen seit Monaten am Sturz des SVP-Politikers werkten, die Munition für seinen Abschuss.

Am Ende waren es die Regierungskollegen, die Legrix am 14. August faktisch absetzten. Über die Gründe zirkulieren Spekulationen aller Art. Denn wirklich klar ist nur, dass Jean-Charles Legrix seine Funktionen in der Verwaltung und das Präsidium der Stadtregierung entzogen wurden. Der Mann ist zwar nach wie vor ein vom Volk gewählter Stadtrat, aber er hat kein Amt und kein Büro mehr. Alles andere ist nebulös. Gemäss offizieller Sprachregelung wurde Legrix aufgrund der Untersuchung, die er selber beantragt hatte, für schuldig befunden des «harcèlement moral» – der «moralischen Belästigung». Gefällt hat dieses Verdikt die Lausanner Juristin Cécile Pache, die sich auf ihrer Website selber als freischaffende Expertin für «Belästigungen am Arbeitsplatz» anpreist.

Pache hat Jean-Charles Legrix für schuldig befunden, als Chef des «Departements für Infrastruktur und Energie» seine Beamten drangsaliert und für ein Klima der Angst und des Misstrauens gesorgt zu haben. So soll er etwa zu nachtschlafender Zeit E-Mails verschickt und Mitarbeiter beim Jahresessen zum Singen von Weihnachtsliedern angehalten haben. Seine Wortwahl, so heisst es, sei bisweilen deplatziert gewesen. Den Werkhofchef Joseph Mucaria soll er einmal «meinen kleinen Sizilianer» genannt haben. In der Summe erfüllt solches Verhalten nach Meinung von Pache den Tatbestand der «moralischen Belästigung». Wie Madame Pache zu diesem Verdikt gelangte, bleibt indes rätselhaft. Auf Anfrage mochte sie inhaltlich keine Stellung nehmen.



Amt weg, Büro weg: gestürzter Stadtpräsident Legrix.

Der Fall schlug in der Romandie Wellen, doch seltsamerweise wurden die entscheidenden Fragen bisher kaum diskutiert. Hatte es Konsequenzen, wenn ein Beamter die nächtlichen Mails erst am nächsten Arbeitstag sichtete oder am Weihnachtessen nicht mitsingen mochte? «Nein», versichert Legrix auf Anfrage. Er habe prinzipiell nur Mails an die Büroadressen seiner Beamten versandt; und der weihnächtliche Gesang sei einer spontanen Laune entsprungen. War «mein kleiner Sizilianer» eine verächtliche Anspielung auf Mucrias Herkunft? «Nein», versichert Legrix, es sei ein flapsiger Spruch gewesen, für den er sich beim Betroffenen in aller Form entschuldigt habe, als dieser sauer reagierte. Was ist unter angeblichen Komplimenten gegenüber Mitarbeiterinnen «an der Grenze zur sexuellen Belästigung» zu verstehen? Legrix bestreitet jede Art von sexistischen Avancen dezidiert.

Perfidie des Gerüchts

Jean-Charles Legrix befindet sich in einer Zwickmühle, die der Schriftsteller Franz Kafka erfunden haben könnte. Er spricht von «mutwilligen Verzerrungen, Lügen, Verleumdungen». Doch das Amtsgeheimnis verbietet es ihm, mit konkreten Argumenten gegen die nebulösen Vorwürfe anzutreten. Würde er es tun, lieferte er seinen Gegnern die Munition, mit der sie ihn endgültig eliminieren könnten. Und gegen die Perfidie des Gerüchtes ist bekanntlich kein Kraut gewachsen. Wo Rauch ist, heisst es im Volksmund, da ist auch ein Feuer. Fragt sich nur, wer das Feuer gelegt hat.

Kommt dazu, dass Legrix selber viele Vorwürfe gegen ihn nur im Ungefähren kennt. Denn der Bericht von Cécile Pache baut gemäss Recherchen der *Weltwoche* in den wesentlichen Punkten auf anonyme Aussagen. In ihrem «verbalen Prozess» existieren keine Wortprotokolle, die Auskunft darüber geben, wie die Belästigungsexpertin zu ihren Informationen kam. Es gibt bloss summarische Zusammenfassungen der Befragungen, die der Beschuldigte aber nie einsehen durfte, mit vielen Vorwürfen wurde Legrix erst konfrontiert, als der Bericht bereits vorlag. Legrix weiss nicht, wer die geheimen «Zeugen» von Pache sind, ob diese je unter ihm gearbeitet haben, ob sie über eigene Wahrnehmungen berichteten oder bloss über Gerüchte gemäss Hörensagen. Gibt es diese Leute überhaupt? Man soll Pache einfach glauben.

Cécile Pache versah ihren 97-seitigen Bericht mit dem Titel «Juristischer Audit». Tatsächlich hat ihr Elaborat mit Juristerei etwa so viel zu tun wie die Deutsche Demokratische Republik mit Demokratie. Der «Audit», der vom rechtlichen Gehör bis zur Begründungspflicht grundlegende Verfahrensregeln verletzt und nach Legrix' Entmachtung nachträglich abgeändert und angepasst wurde, dürfte vor einem weltlichen Gericht wertlos sein. Das weiss offenbar auch die Stadtregierung von La Chaux-de-

Fonds. Sie hatte nicht einmal den Befund des Hausjuristen abgewartet, als sie Legrix während dessen Abwesenheit in einer Blitzaktion entmachtete und ihm den Rücktritt nahelegte.

Aus strafrechtlicher Sicht liegt, das räumen selbst seine Gegner ein, gegen Legrix nichts vor. Die juristische Verbrämung kann auch nicht darüber hinwegtäuschen, dass seine Absetzung ein politischer Entscheid war. Legrix hat mittlerweile – nach seinen Angaben zum ersten Mal in seinem Leben – Anwälte eingeschaltet. Das hätte er allerdings schon viel früher tun müssen, noch bevor Pache ihre Arbeit aufnahm. Denn es ist fraglich, ob seine politische Entmachtung juristisch anfechtbar ist. Denkbar wären Strafklagen wegen übler Nachrede und Verleumdung. Doch selbst wenn ihm das Bundesgericht in ein paar Jahren vielleicht recht geben und den Sturz eines gewählten Volksvertreters für illegal erklären sollte, wird ihm das dannzumal nicht mehr viel nützen.

Von der handzahmen Westschweizer Presse, die sich bereits darüber enerviert, dass Legrix noch bis Ende seiner Amtszeit (2016) ein «Gehalt fürs Nichtstun» beziehen könnte, darf der SVP-Politiker keinen Support erwarten. Der Staatssender RTS berichtete am letzten Wochenende über angebliche neue «Mobbingopfer», die sich – leider anonym und nicht überprüfbar – gemeldet hätten. Wo sich der Angeschuldigte gegen die Anwürfe wehrt, wird dies schnell einmal als Beweis seiner Uneinsichtigkeit ausgelegt.

«Politisch exekutiert»

Selbst seine eigene Partei geht schon mal vorsichtig auf Distanz. «Sollte Herr Legrix keine Beweise liefern können, dass die Vorwürfe gegen ihn aus der Luft gegriffen sind, müsste ein Parteiausschluss in Erwägung gezogen werden», liess sich Walter Willener, Generalsekretär der SVP Neuenburg, letzte Woche in der *NZZ* zitieren. Da in La Chaux-de-Fonds die Ämter nach dem Proporzsystem verteilt werden, hat die SVP ihren Sitz zumindest bis zu den nächsten Wahlen auf sicher. Legrix' Nachfolger stehen bereits in den Startlöchern.

Die Wahrscheinlichkeit, dass Jean-Charles Legrix je wieder in sein Büro in der Stadtverwaltung zurückkehrt, ist gering. Der Mann sei «politisch exekutiert», konstatiert ein Parteikollege schulterzuckend. Und man fragt sich augenreißend, wie in einer gefestigten Demokratie ein gewählter Volksvertreter aufgrund von anonymen Gerüchten abgesetzt werden kann. Liegt vielleicht etwas vor, was so schlimm ist, dass man es der Öffentlichkeit gar nicht zumuten kann? Eine abgründige Story von «Doktor Legrix und Mister Hyde», wie die Zeitung *La Liberté* fabulierte?

Die Geschichte hinter der Geschichte beginnt bei den Eigenheiten von La Chaux-de-Fonds – einer Industriestadt mit 38 000 Einwohnern in einer ländlichen Umgebung

abseits der grossen Verkehrsachsen, auf 1000 Meter über Meer im Neuenburger Jura an der Grenze zu Frankreich. In der Deutschschweiz scheint man fast vergessen zu haben, dass es diesen Flecken überhaupt gibt, der kaum je in den Nachrichten auftaucht. Die nach einem hierzulande unüblichen Schachbrettmuster aufgebaute Uhrenstadt tickte schon immer



Geheime «Zeugen»: Sexismus-Expertin Pache.



Kraftausdrücke: Werkhofchef Mucaria.

etwas anders. Politisch befindet sich La Chaux-de-Fonds seit ziemlich genau hundert Jahren in der Hand einer soliden linken Mehrheit.

Heute setzt sich die fünfköpfige Stadtregierung aus je einem Vertreter der Sozialdemokraten, der Kommunisten, der Grünen, der Freisinnigen und der Volkspartei zusammen. Die SVP existiert im Kanton Neuenburg allerdings erst seit 2001. Seither mischt sie den Burgfrieden im Neuenburger Politbetrieb, wo jeder irgendwie mit jedem verhandelt ist, allerdings gehörig auf. 2004 zog die SVP ins Stadtparlament von La Chaux-de-Fonds ein und jagte der SP auf Anhieb ihren zweiten Sitz in der Stadtregierung ab.

Jean-Charles Legrix gehörte zu den Pionieren der Neuenburger SVP. Zuvor hatte der heute 51-jährige gebürtige Waadtländer, Sohn eines Franzosen und einer Deutschschweizerin, mit Politik wenig am Hut gehabt. Er erwarb sich schnell den Ruf eines «Blocheria-



Untersuchung gegen ihren Kollegen: Stadtrat Veya (z.v.r.), neuer Stadtpräsident Monnard (z.v.l.).

ners», der unermüdlich und auch mal mit dem rhetorischen Zweihänder gegen das herrschende Establishment anrennt. Allein seine Herkunft – seine Familie gehört seit Generationen einer evangelischen Freikirche an – und seine korpulente Erscheinung prädestinieren Legrix für diesen Part. Von klein auf hatte er gelernt, sich in der Rolle des Aussenseiters gegen Vorurteile zu behaupten. Auf kantonaler Ebene engagierte sich der diplomierte Buchprüfer vor allem für eine rigide Disziplin im Staatshaushalt, was ihm Feinde in allen politischen Reihen bescherte, den eigenen inklusive.

Einen Tabubruch leistete sich Legrix mit dem Einsatz für die Minarett-Initiative, der auch bei seinem damaligen Arbeitgeber, der Swatch-Group, für Unbehagen sorgte. Der arabische Markt ist wichtig für die Schweizer Uhrenindustrie. Als Chefbuchhalter der Holding gehörte Jean-Charles Legrix der Führungsriege an und barg ein Reputationsrisiko in sich. 2009 trennte er sich von Swatch und wechselte zu Mercedes. Ein Jahr später zog er in die Stadtregierung von La Chaux-de-Fonds ein.

Westschweizer Medien kolportieren Gerüchte, wonach es bereits früher Mobbingvorwürfe gegen Jean-Charles Legrix gegeben habe. Tatsache ist: Der Mann arbeitete während mehr als drei Jahrzehnten in Spitzenpositionen bei internationalen Topfirmen wie Richemont/Cartier oder Kodak. Seine Referenzen sind exzellent. Legrix war an mehreren Firmensanierungen massgeblich beteiligt, er musste immer wieder Mitarbeiter entlassen, womit er sich zweifellos etliche Feindschaften einhandelte. Wenn das Westschweizer TV den Enttäuschten nun eine anonyme Tribüne bietet, so besagt das mehr über den Charakter unserer Medien als über jenen von Legrix.

Als Jean-Charles Legrix 2010 sein Amt antrat, lag bei den städtischen Werken von La Chaux-de-Fonds – das bestreiten nicht einmal seine Gegner – vieles im Argen. Der bisherige Chefingenieur musste nach einer Budgetüberschreitung von 1,5 Millionen Franken den Hut nehmen. Das war selbst für Neuenburger Verhältnisse, wo man vieles etwas lockerer sieht, zu viel. Sanierer Legrix besetzte den Schlüsselposten neu mit Pierre Schneider, der zuvor bei der Bundesverwaltung gewirkt hatte und dort wegen interner Kritik in Ungnade gefallen war. Legrix wollte den verhockten Laden, wo seit Jahrzehnten dieselben alten Beamtenseilschaften regierten, modernisieren und auf Vordermann bringen. Der unbequeme Macher Schneider schien ihm dafür ideal.

Die Sache mit dem «kleinen Sizilianer»

Doch unter den Beamten regte sich Widerstand. Ioana Niklaus, die langjährige und mächtige Personalchefin der Stadtverwaltung, wehrte sich mit Händen und Füßen gegen die Einstellung von Schneider und soll sogar mit ihrer Kündigung gedroht haben. Legrix gewann den Machtkampf, handelte sich aber damit die Antipathie der Personalchefin ein, die später bei seinem Sturz mitwirkte.

Der gewiefte Sanierer Legrix erkannte die Hauptproblemzone in seinem Departement schnell: Der Werkhof, der von der Schneeräumung über die Kehrriktabfuhr bis zum Friedhof für alles Mögliche zuständig ist. Mit 112 Mitarbeitern war es der wichtigste Betrieb in seinem Verantwortungsbereich. Er wird vom 58-jährigen Joseph Mucaria geleitet, dem bereits erwähnten «kleinen Sizilianer». Mucaria, ein ehemaliger Boxer, kam einst dank familiären Beziehungen zum Werkhof und regierte

diesen seit Jahrzehnten, ungestört von den jeweiligen politischen Vorgesetzten. Und daran mochte er auf seine alten Tage hin nichts ändern. Der Konflikt war damit programmiert.

Zu einem ersten größeren Eklat kam es anlässlich der Einrichtung eines muslimischen Friedhofs. Im Parlament hatte sich Legrix gegen das Vorhaben ausgesprochen. Nach seiner Berufung in die Regierung trieb er die vom Parlament beschlossene Einrichtung des Muslim-Friedhofs gleichwohl mit Elan voran. Der SVP-Politiker wollte damit auch zeigen, dass er demokratische Entscheide respektiert und seine neue Rolle in der Exekutive erfüllte. Bei einem Augenschein vor Ort stellte Jean-Charles Legrix allerdings fest, dass man beim Friedhof neue Erde aufgeschüttet hatte, die voller Abfälle war. Man stelle sich die Schlagzeilen vor, wenn bei einem Begräbnis plötzlich alte Flaschen und verrostete Blechdosen zum Vorschein gekommen wären. Der Skandal wäre zweifellos auf den muslimkritischen SVP-Politiker zurückgefallen. Legrix tobte und liess gegenüber dem Werkhofchef ein paar Sätze fallen, für die er sich später entschuldigte.

Illustrativ für die angespannte Stimmung im Departement ist auch ein zweiter Vorfall, bei dem Mucaria allem Anschein nach die Hände mit im Spiel hatte. Im Umfeld der Wahlen von 2012 unterstellte das Westschweizer Fernsehen RTS Jean-Charles Legrix «Missbrauch von Privilegien» (so der Titel des Beitrags). Es ging um Tablare für einen alten Schrank im Wert von 919 Franken, die Legrix bei der städtischen Schreinerei hatte anfertigen lassen. Den entscheidenden Punkt, der die vermeintliche Enthüllung zunichtemachte, unterschlugen die TV-Macher in ihrem Bericht allerdings: Die städtische Schreinerei von La Chaux-de-Fonds steht allen Bürgern offen, Stadtpräsident Legrix hatte die Rechnung für die private Dienstleistung korrekt aus seiner eigenen Tasche beglichen. Vom «Missbrauch eines Privilegs» konnte also keine Rede sein.

Wie Jean-Charles Legrix von einem Mitarbeiter der Stadtschreinerei zugetragen wurde, stand hinter der unfairen TV-Attacke niemand anders als Werkhofchef Joseph Mucaria. Der Schreiner war vom federführenden RTS-Journalisten Olivier Kurth nämlich ebenfalls auf den vermeintlichen Skandal angesprochen worden – und dieser hatte das Telefongespräch sicherheitshalber aufgezeichnet. Wie aus der Aufnahme hervorgehen soll, berief sich der Journalist auf Joseph Mucaria.

Normalerweise würde ein Beamter nach einer derartigen Intrige gegen seinen Vorgesetzten fristlos gefeuert. Doch in der stramm gewerkschaftlich organisierten Verwaltung von La Chaux-de-Fonds ist das nicht so einfach. Kommt hinzu, dass das vom Schreiner heimlich und damit unrechtmässig mitgeschnittene Gespräch in einem arbeitsrechtlichen Prozess kaum als Beweismittel zugelassen worden

wäre. Von nun an war die Beziehung zwischen Mucaria und Legrix vollends vergiftet. Es war klar: Einer von beiden musste weg.

Das aufgezeichnete Telefonat tauchte später als zentrales Element im «juristischen Audit» von Cécile Pache wieder auf. Doch es wird nicht etwa gegen Mucaria verwendet, sondern gegen Jean-Charles Legrix. Gemäss Pache zeugt der Vorfall von einer Überwachungsmentalität unter Legrix' Führung – so als hätte der Stadtpräsident die Aufnahme angeordnet (was der Schreiner wie auch Legrix bestreiten).

Paches Untersuchung wirft Legrix insgesamt dreizehn Elemente von «moralischer Belästigung» vor. Schaut man sich die Punkte im Einzelnen an, ist es stets eine Frage der Auslegung. So soll sich Legrix nicht an den Dienstweg gehalten und damit das Denunziantentum im Amt gefördert haben; man kann es allerdings auch andersherum sehen: Legrix

Just in diesem gravierenden Punkt entkräftet sich der Bericht nämlich selber: Das vermeintliche Opfer gab zu Protokoll, es habe die angebliche Belästigung gar nicht bemerkt.

Gemäss Recherchen der *Weltwoche* haben sich während der Untersuchung neben dem Chefindingenieur Schneider mindestens drei Mitarbeiter des Werkhofs positiv über den neuen Wind geäussert, den der Reformier Jean-Charles Legrix in die Bude gebracht habe. Ihre Aussagen sind differenziert, ergeben insgesamt aber ein schlüssiges Bild: Werkhofchef Mucaria konnte es einfach nicht ertragen, dass sich ein politischer Chef in seinen Hoheitsbereich einmischte – also liess er diesen ins Leere laufen. Gemäss ihren Aussagen mutet Legrix' Ausrutscher gegenüber dem «kleinen Sizilianer», gemessen an den Kraftausdrücken, mit denen im Werkhof lauthals über den «dicken Scheisser» an der Spitze des Departements geflucht wurde, geradezu niedlich an.

ist auch Personalchefin Ioana Niklaus. Gemäss einer zuverlässigen Quelle übernahm Veya die Federführung. Er soll auch die Sexismus-Expertin Pache ins Spiel gebracht haben.

Er habe die Verwaltung unterschätzt

Am 10. Juli 2013 bekommen Monnard und Veya den Geheimbericht von Pache zugestellt. Die beiden Stadträte scheinen keine Eile zu haben. Was nun hinter den Kulissen besprochen wird, wissen wir nicht. Jean-Charles Legrix bekommt den Bericht erst am 6. August. Seine Kollegen geben ihm 24 Stunden Zeit, um zu den Anwürfen Stellung zu nehmen.

In seiner 15-seitigen Stellungnahme kritisiert Legrix die Untersuchung scharf. Pache habe ihn zum Teil völlig falsch zitiert und ihm das Gegenteil von dem in den Mund gelegt, was er gesagt habe. Einige Kritikpunkte akzeptiert er. So räumt Legrix ein, dass er

KSP

Vortritt beim Spezialisten.

Helsana
Die Krankenversicherung der Schweiz.

Wir sind auch die Krankenversicherung der Schweiz, weil wir unsere Verbindungen für Sie einsetzen. Mit FAST TRACK vermitteln wir Ihnen in kurzer Zeit den Zugang zu ausgewählten Spezialisten in unseren Partnerkliniken. 0844 80 81 82 oder www.die-krankenversicherung.helsana.ch

hatte stets ein offenes Ohr für die Anliegen der einfachen Angestellten. Legrix, so wird vorgeworfen, habe seine Spezis in der Verwaltung mit kleinen Privilegien bei Laune gehalten; man könnte es auch anders formulieren: Legrix belohnte gute Leistungen. Legrix wird vorgeworfen, er habe dem Personal bei der Arbeit nachspioniert; man könnte es auch so sehen: Der Mann nahm sein Amt ernst. Den von Pache kolportierten Vorwurf, Legrix habe sich sogar «hinter Bäumen und Büschen versteckt», um die Arbeiter zu überwachen, weist dieser allerdings als bösartige Lüge zurück.

So geht es bis Punkt 13: «Unangemessenes Verhalten gegenüber Frauen». Fünf anonyme «Zeugen» behaupteten angeblich, Jean-Charles Legrix habe sich gegenüber einer Sekretärin Anzüglichkeiten erlaubt. Ob die Unbekannten das mit eigenen Augen gesehen oder nur gehört haben wollen, bleibt unergründlich. Letztlich spielt es aber keine Rolle.

Letztlich werfen die drei Mitarbeiter aus dem Werkhof Mucaria genau das vor, was Cécile Pache in ihrem «juristischen Audit» Jean-Charles Legrix unterstellt: dass er eine Günstlingswirtschaft aufgebaut und die Angestellten gegeneinander ausgespielt habe. Mit einem Unterschied, allerdings einem wesentlichen: Für den Werkhofchef hat es kaum Konsequenzen. Während die Aussagen gegen Legrix sorgsam anonymisiert sind, werden jene Angestellten, die ihren Chef Mucaria kritisierten, mit vollem Namen erwähnt. Ihre Version fand auch kaum den Weg an die Öffentlichkeit.

Anfang 2013 werden die Spannungen im Werkhof unerträglich. Jean-Charles Legrix selber beantragt in dieser verfahrenen Situation bei der Gesamtregierung eine externe Untersuchung. Die Stadträte Pierre-André Monnard (FDP) und Jean-Pierre Veya (PDA) übernehmen das Geschäft. Mit von der Partie

bisweilen ungeduldig und impulsiv auftrete. Wenn seine direkte Art als verletzend empfunden werde, tue ihm dies leid. Er habe wohl die Unterschiede zwischen der Privatwirtschaft und der Verwaltung unterschätzt. Legrix verspricht, die nötigen Lehren zu ziehen und schlägt vor, sich von einem externen Coach begleiten zu lassen. Zugleich beharrt er darauf, dass die Missstände im Amt angegangen werden, die er von seinem Vorgänger geerbt hatte.

Die Lösungsvorschläge stossen indes auf taube Ohren, der Entscheid scheint längst gefällt. Legrix' Einwände dienen lediglich dazu, die grössten Fehler in Paches Bericht nachträglich noch notdürftig auszubügeln. Am 14. August wird Jean-Charles Legrix faktisch gestürzt. An seine Stelle tritt nun Pierre-André Monnard, der die Untersuchung führte – der neue Stadtpräsident von La Chaux-de-Fonds. ○

Als plötzlich die Triebwerke ausfielen

Die Rega rühmt sich einer überdurchschnittlichen Sicherheitskultur. Doch ausgerechnet einen Beinahe-Absturz und einen Unfall mit einer schwerverletzten Ärztin meldete sie nicht vorschriftsgemäss. «Kein Kavaliersdelikt», urteilen Fachleute. *Von Christoph Landolt*



Es bleibt der Eindruck, dass die Rega gefährliche Ereignisse verschweigt.

Persönliche Seilschaften in der Chefetage, Spitzensaläre, die nicht mit dem Marktwert begründet werden können, zwei schwere Vorfälle, die von der Führung vertuscht wurden – dies warf die *Weltwoche* der Rettungsflugwacht vor (Nr. 33/13). Gerne hätten wir diese Punkte mit CEO Ernst Kohler diskutiert. Doch der Rega-Chef lehnt sowohl Interviewanfragen als auch das Angebot, seine Sicht der Dinge in einem eigenen Beitrag darzulegen, ab.

Stattdessen ging Kohler zum Gegenangriff über. In einer Medienmitteilung warf die Rega der *Weltwoche* vor, 32 Fehler begangen zu haben. Abgesehen von drei Falschinformationen, die wir berichtet haben (Nr. 34/13), handelt es sich bei den Rega-Korrekturen um Spitzfindigkeiten (die «Einsatzleiterin» sei «Leiterin Helikopter Einsatz»), um Neuformulierungen des gleichen Sachverhalts oder um Irre-

fürungen (wir kommen darauf zurück). Auffallend blieb, worauf die Rega nicht einging: Der von der *Weltwoche* geschilderte nächtliche Helikoptereinsatz, bei dem sich eine Ärztin schwer verletzt wurde, wurde von der Rega nicht dementiert. Auch der zweite Fall – eine Notlandung infolge Treibstoffmangels – wurde von ihr nicht bestritten.

Die Ärztin zog sich schwere Rückenverletzungen und Rippenbrüche zu.

Gewiss, die Rega ist keine Schönwetter-Airline, die von Alpenrundflügen lebt. Ihre siebzehn Helikopter absolvieren pro Jahr 10 000 Flüge, darunter viele unter schwierigen Bedingungen – da sind Zwischenfälle nicht zu vermeiden. Nach Einschätzung vieler Vertre-

ter der Luftfahrtbranchen wird die Sicherheitskultur eines Betriebs allerdings nicht an einzelnen Vorkommnissen gemessen, sondern an deren Bewältigung. Mehrere Rega-Piloten haben sich bei der *Weltwoche* gemeldet und sich besorgt über die «Geheimniskrämerei bei der Sicherheit» geäussert.

Wie geht die Rega-Spitze mit gefährlichen Situationen um? Wie offen und transparent berichtet sie über eigene Fehler? Eine vertiefte Analyse der beiden bisher nur oberflächlich gestreiften Fälle zeigt, wie die Rega-Chefs über heikle Fälle den Mantel des Schweigens ausbreiten.

Fall 1: Verletzte Ärztin am Seil

In einer bitterkalten, fast mondlosen Nacht im Februar 2007 wurde der in Trimmis GR stationierte Rega-Heli kurz nach Mitternacht zu einer Schlittelpiste bei Arosa gerufen. Die

Besatzung fand die Unfallstelle nicht, ging aber von einer unzugänglichen Stelle aus. Damit die mitfliegende Ärztin auch im unwegsamem Gelände abgesetzt werden konnte, entschied man sich, sie an die Seilwinde zu hängen. Wie die Medizinerin gegenüber der *Weltwoche* berichtet, schwebte sie vierzig Meter unter dem Heli, als «die Bäume immer näher kamen». Sie prallte mit grosser Wucht in eine Tanne. «Ich dachte nur, hoffentlich verfängt sich die Winde nicht, sonst stürzen alle ab.» Dann wurde sie gegen einen zweiten Baum geschleudert.

Die Ärztin zog sich schwere Rückenverletzungen und Rippenbrüche zu. Bis heute ist sie teilweise arbeitsunfähig und von Schmerzmitteln abhängig. Sie glaubt, dass der Pilot wegen des aufgesetzten Nachtsichtgeräts, das kein dreidimensionales Sehen zulässt, nicht bemerkte, dass der Helikopter im Sinken begriffen war. Abschliessend wurde die Unfallursache jedoch nie geklärt. Zwar verlangte der Sicherheitsverantwortliche (*safety officer*) der Rega von allen Besatzungsmitgliedern einen schriftlichen Bericht. Doch die obligatorische Meldung ans Bundesamt für Zivilluftfahrt (Bazl) erfolgte nicht, wie dessen Sprecher Urs Holderegger bestätigt.

Fall 2: Leerer Tank über der Linthebene

Auch ein zweiter Fall nährt Zweifel am Willen der Rega-Führung, Störfälle konsequent zu melden. Am 18. Juli 2010 verfloß sich ein Rega-Pilot nach einem Rettungseinsatz am Piz Sardona. Er überflog den Walensee, dann ging alles «blitzschnell», wie einer der geretteten Berggänger später gegenüber der *Südoschweiz* erklärte. Die Passagiere seien von der nervösen Crew angewiesen worden, sich festzuhalten, dann sei der Heli «fast im Sturzflug gelandet und dann noch sechzig oder siebzig Meter rumpelnd weiter gerollt.»

Drei Monate später ging beim Bazl ein anonymes Hinweis ein, wonach einem Rega-Heli in der Luft der Sprit ausgegangen sei. Sofort verlangte das Luftamt Klärung. Wie mehrere mit dem Fall vertraute Quellen bestätigen, wiegelte Rega-Chefpilot Heinz Leibundgut ab. Er schrieb in seiner Stellungnahme, dass die Triebwerke erst am Boden abgestellt worden seien, somit sei der Treibstoff nicht in der Luft ausgegangen. Die Flugdaten könnten dem Bazl nicht zur Verfügung gestellt werden, weil sie unauffindbar seien. Der Pilot sei jedoch bereits entlassen worden.

Weil sich dies jedoch nicht mit den Angaben deckte, die dem Bazl zugespielt worden waren, verlangte das Amt eine zweite Stellungnahme. Wie die Quellen bestätigen, schaltete die Rega daraufhin auf stur, Informationen wollte sie nur noch über ihre Anwälte liefern. Die Rega dementiert dies: «In dieser Angelegenheit hatte kein Anwalt jemals Kontakt mit dem Bazl.» Dieser Darstellung widerspricht

das Bazl jedoch entschieden: «Eine für die Rega tätige Anwältin hat mit uns Kontakt aufgenommen.»

Das Verhältnis zwischen Rega und Luftamt war eindeutig gestört. Dies wird auch dadurch bestätigt, dass Bazl-Direktor Peter Müller in einem scharfen Brief ungehinderten Zugang zu den Informationen forderte. Es kam zu einer Aussprache mit CEO Kohler, Stiftungsratspräsident Ulrich Graf sowie Vize Franz Steinegger. Erst dann kooperierte die Rega wieder so, wie es in der Luftfahrt üblich ist, nämlich «ohne Lärm, offen und zügig», wie es ein Rega-Insider ausdrückt. Als die Bazl-Experten Ende 2011 die Rega erneut besuchten, waren denn auch die angeblich unauffindbaren Flugdaten plötzlich wieder vorhanden.

Gemäss unseren Recherchen zeigten die Daten, dass beide Triebwerke 12 Sekunden vor dem Aufsetzen gleichzeitig ihre Leistung verloren hatten, was gemäss allen von der *Weltwoche* befragten Experten ein klarer Hinweis darauf ist, dass der Treibstoff tatsächlich schon in der Luft ausgegangen war. Doch genau dieser Punkt wird von der Rettungsflugwacht bestritten: «Es gibt keinen der Rega bekannten Bericht des Bazl, der dies so festhält. Analysen der Rega gehen davon aus, dass die Turbinen des Helikopters zum Zeitpunkt der Landung

Die Rega schaltete auf stur, Informationen wollte sie nur noch über ihre Anwälte liefern.

noch in Betrieb waren.» Beim Bazl heisst es dazu: «Es gibt einen internen Bericht, der diesen Sachverhalt [gemeint ist der simultane Ausfall der Motoren] belegt und dessen Inhalt der Rega bekanntgemacht worden ist.» Die Rega hat recht, wenn sie sagt, dass sie den Vorfall ebenfalls untersuchte. Ihr Gegengutachten kann gemäss von uns befragten Experten indes nicht als unabhängig bezeichnet werden, denn der Autor, der ehemalige Rega-Chefpilot Peter Hässig, ist weiterhin als Projektleiter für die Rega tätig.

Meldepflicht missachtet

Hässig schrieb, der gleichzeitige Ausfall beider Triebwerke wegen Treibstoffmangels sei «kaum möglich». Der gleiche Experte Hässig hatte im Jahr 2000 jedoch eine interne *technical note* verfasst, in der er den Piloten erklärte, dass der gleichzeitige Ausfall beider Triebwerke sehr wohl möglich sei. Diese Information fehlte im neuen Gutachten. Ob Hässig sie bewusst unterschlagen oder ob er sie schlicht vergessen hat, spielt hier keine Rolle. Fakt ist, dass das Luftamt dem Parteigutachten keinen Glauben schenkte: «Wir konnten den Ausführungen von Herrn Hässig nicht folgen», so der trockene Kommentar des Bazl-Sprechers.

CEO Kohler und Chefpilot Leibundgut wurden beide – wie bereits bekannt ist – wegen Verletzung der Meldepflicht gebüsst, mit je 300 Franken. Das klingt nach einer milden Strafe für ein leichtes Vergehen. In der Aviatik wird das Verdikt jedoch ernst genommen. «Meldepflicht-Verletzung ist kein Kavaliersdelikt», sagt Roy Knaus, Chef der Luftrettungs-Anbieterin Heli Austria, des Tiroler Pendants zur Rega. Als Österreicher ist er weder mit der Rega noch mit ihren Konkurrentinnen verbandelt und gilt als ausgewiesener, unabhängiger Kenner. «Man muss jede sicherheitsrelevante Unregelmässigkeit melden», erklärt auch Andreas Meier, CEO von Swiss Helicopter, der grössten Helikopterbetreiberin des Landes. «Solche Meldungen können dazu beitragen, künftige Zwischenfälle oder Unfälle zu verhindern.»

Heimlichtuerei

Die Rega rühmt sich in der Medienmitteilung, in der sie auf die Kritik der *Weltwoche* antwortete, einer «überdurchschnittlichen Meldekultur». Als Beleg führt sie an, dass 2009 ein Viertel aller beim Bazl gemeldeten Vorfälle von ihr gekommen sei, bei einem Flugstundenanteil von lediglich 11 Prozent. Doch auch dies ist laut Bazl falsch: «Bei dieser Rechnung wurden die operativen und technischen Meldungen der Rega zusammengezählt und nur mit den operativen und nicht auch mit den technischen Meldungen der gesamten Branche verglichen.» Mit anderen Worten: Die Rega schönt ihre Zahlen, indem sie mathematisch falsche, für sie allerdings schmeichelhafte Vergleiche anstellt.

Allgemein kämen von der Rega viele Meldungen, was ein gutes Zeichen sei, erklärt Bazl-Sprecher Holderegger. Gemäss einem Rega-Mitarbeiter wurde kürzlich sogar eine aus einem Heli gefallene Tasche rapportiert. Dass Vorfälle reihenweise verschwiegen würden, kann also nicht behauptet werden.

Das Problem liegt allerdings darin, dass die Rega offenbar nur selektiv meldet. Wie ein hochrangiger Luftsicherheitsexperte, der seinen Namen nicht in der Zeitung lesen möchte, erklärt, handelt es sich beim Beinahe-Absturz im Linthgebiet und beim Unfall von Arosa um die beiden schwerwiegendsten Vorfälle, welche die Rega seit 2006 zu verzeichnen hatte. Und just diese beiden Fälle wurden dem Bazl nicht gemeldet.

«Das verwundert mich sehr», sagt auch Swiss-Helicopter-Chef Meier. Deutlicher wird Luftretter Knaus: «Wurde da von oben her etwas vertuscht? Wenn ja, hat die Rega ein Führungsproblem.» Es bleibt der Eindruck, dass die Rega unter CEO Kohler keine Mühe damit hat, Kleinigkeiten zuzugeben – sobald aber ein gefährliches Ereignis eintritt, wird es verschwiegen, intern, gegenüber den Behörden und auch gegenüber der Öffentlichkeit. ○

Wende im Fall Domanska

Das Schweizer Fernsehen porträtierte die polnische Pflegerin Bozena Domanska als Vorkämpferin für faire Arbeitsbedingungen und stellte sie als Opfer einer «missbräuchlichen Kündigung» dar. Der Arbeitgeber widerspricht. War alles nur eine Kampagne der Gewerkschaft? Von Philipp Gut



«Sie hat nicht mehr sauber und zuverlässig gearbeitet»: Gewerkschafterin Domanska.

Die polnische Altenpflegerin Bozena Domanska hat es in der Schweiz in kürzester Zeit zu nationaler TV-Bekanntheit gebracht. Die SRF-Nachrichtensendung «10 vor 10» berichtete mindestens zweimal über sie, zudem trat sie im SRF-Dok-Film «Hilfe aus dem Osten» auf. Kürzlich wurde sie auch noch im «Club» begrüsst. Als Krönung ihrer öffentlichen Blitzkarriere winkt jetzt sogar eine Auszeichnung mit dem renommierten Prix Courage der Zeitschrift *Beobachter*, für den Domanska nominiert ist.

Das Fernsehen feierte die Pflegerin, die für eine private Spitex-Firma in Basel arbeitet und nebenbei gewerkschaftlich tätig ist, als mutige Vorkämpferin für die Rechte ausländischer «Care-Migrantinnen», die oft unter unwürdigen Arbeitsbedingungen leiden würden.

Der «10 vor 10»-Beitrag von letzter Woche legte dann noch einen drauf: Er präsentierte die Polin als tragische Heldin eines vorbildlichen Arbeitskampfs. Ihr sei gekündigt worden, weil sie sich politisch für die Rechte ihrer Arbeitskolleginnen eingesetzt habe. Neben Domanska bot SRF eine Vertreterin der Gewerkschaft VPOD auf, um den Vorwurf zu untermauern. Diese spricht von einer «klar missbräuchlichen» Kündigung, weil diese «in direktem Zusammenhang» mit der gewerkschaftlichen Tätigkeit von Frau Domanska

stehe. Doch stimmt die Story auch wirklich? Lassen sich die Vorwürfe belegen?

Zweifel sind angebracht. Erstens bestreitet der Arbeitgeber vehement, dass die Kündigung etwas mit den politischen Aktivitäten von Domanska zu tun hatte. Es steht zumindest Aussage gegen Aussage. Bei genauerem Hinsehen zeigt sich überdies, dass die Gewerkschaft VPOD von Anfang an die Finger im Spiel hatte. Könnte es sein, dass der Fall Domanska letztlich nicht von einer unzulässigen Entlassung handelt, sondern vielmehr von einer geschickt eingefädelten Gewerkschaftskampagne, in die sich das Schweizer Fernsehen bereitwillig einspannen liess?

Die Chronologie der Ereignisse legt diesen Schluss nahe. Bisheriger Höhepunkt der massiven «Aktionen» war eine Kundgebung vom Dienstag dieser Woche vor dem Sitz der betroffenen Spitex-Firma in Basel. Die Einladung ging flächendeckend an Gewerkschaftsmitgliedern und Dutzende von Medien. Federführend bei den Aktionen ist VPOD-Regionalsekretärin Marianne Meyer. Sie fordert im Namen der Gewerkschaft nicht nur «die Rücknahme der missbräuchlichen Kündigung» (ohne diesen per Megafon verbreiteten Vorwurf zu belegen). Meyer und der VPOD schrecken auch nicht davor zurück, zum «Boycott» der missliebigen Firma aufzurufen.

Trotz diesen neuen Fakten und Einschätzungen halten das Schweizer Fernsehen und Frau Domanska auf Anfrage der *Weltwoche* an ihren Darstellungen fest.

Demo war wichtiger als Pflege

Doch das Unternehmen, das vom VPOD als «gewinnorientiert» beschimpft wird, als ob das in einer Marktwirtschaft ein Vergehen wäre, «wehrt sich in aller Sachlichkeit dagegen, dass die Kündigung missbräuchlich war», wie es in einer am Dienstag verschickten Medienmitteilung heisst. Geschäftsführer Alessandro Hunziker sagt im Gegenteil, dass «die Mitarbeiterin unser Vertrauen missbraucht hat».

Domanskas Arbeitsleistung sei immer schlechter geworden. Sie habe vereinbarte Stunden nicht eingehalten, habe während der Arbeit privat telefoniert und Stunden abgerechnet, die sie nicht geleistet habe. Auf diese Nachlässigkeiten und Unregelmässigkeiten sei die Leiterin Pflege bei der Firma aufmerksam geworden. Zudem habe es Reklamationen von Kunden gegeben. Domanska habe Kundentermine kurzfristig platzen lassen.

Als Vertrauensbruch wertet Hunziker auch, dass Domanska entgegen ihrer Versicherung bei der Einstellung weiter für ihren ehemaligen Arbeitgeber tätig war. «Sie hat nicht mehr sauber und zuverlässig gearbeitet», sagt Hunziker. Ein Mahngespräch am 11. Juni, das schriftlich protokolliert wurde, habe keine Wende zum Besseren bewirkt. Die vereinbarten Ziele seien auch danach nicht eingehalten worden, und die Kündigung sei deshalb unausweichlich geworden.

Erst im Nachhinein hat der Firmeninhaber erfahren, dass Domanska nebenbei auch für den VPOD arbeitete (einen Tag pro Woche). Am Morgen des 1. Mai verliess sie eine pflegebedürftige Dame entgegen der Vereinbarung schon nach einer Viertelstunde, um an einer Demonstration teilzunehmen. Für eine ordentliche Pflege (waschen, anziehen, eincremen, Frühstück machen et cetera) blieb keine Zeit. Offensichtlich nahm Domanska die Gewerkschaftsaktionen wichtiger als ihre Arbeit, die sie immer mehr vernachlässigte.

Der Eindruck verdichtet sich: Nicht das politische Engagement an sich war das Problem, sondern dass sie dieses zuungunsten einer verlässlichen Leistung selbst während der Arbeitszeit ausübte. ○

Wadenbeisser am Monument

Der frühere SP-Nationalrat Jean Ziegler soll für die Schweiz in den Beratenden Ausschuss des Uno-Menschenrechtsrates. Dagegen regt sich Widerstand im In- und Ausland. Die Kleinkariertheit von Zieglers Kritikern irritiert. *Von Rudolf Strahm*



Die Kritik an Jean Ziegler ist, historisch betrachtet, längst pathologische Schweizer Routine. Wie viele kleine Wadenbeisser aus der grossen Masse sind in Bundesbern in den letzten 45 Jahren schon aufgetaucht mit der Absicht, sich am Rebellen-Monument Jean Ziegler zu profilieren!

Als Jüngster hat sich der schmalbrüstige Genfer Advokat Christian Lüscher zu den Wadenbeissern gesellt. Er wird, wie die anderen, als kleine Fussnote in Zieglers Biografie auftauchen – gewiss weniger prominent als etwa Felix Auer (der ein akribisches Buch gegen Ziegler schrieb), Hans W. Kopp (der ihn bis vor Pariser Gerichte verfolgte) oder Jeanne Hersch (die nachträglich ihre Ziegler-Notizen im Archiv sperren liess). Jürg Wegelin hat in seiner spannenden Jean-Ziegler-Biografie über «Das Leben eines Rebellen» diese historischen Affären aufgearbeitet.

Auf meinem Büchergestell umfassen die Bücher von Jean Ziegler mittlerweile 45 Titel in verschiedenen Weltsprachen. Zusammen hatten sie Millionenaufgaben. Ihre Lektüre war an französischen, afrikanischen und lateinamerikanischen Universitäten ein Muss. Anderthalb Dutzend Titel sind auch auf Deutsch erschienen. Der 79-jährige Jean Ziegler kann auf ein Lebenswerk zurückblicken wie sonst kaum ein lebender Schweizer. Das Bundesarchiv war erfreut, als es Zieglers Notizen, Materialien und Korrespondenzen in Russin GE mit einem Lastwagen abholen und sich archivalisch einverleiben konnte. In ihnen versteckt sich jüngste Schweizer Geschichte.

«Die Schweiz ohne Jean Ziegler wäre eine Nummer kleiner», sagt der Historiker Peter Hablützel. Es spricht durchaus für unsere moderne Schweiz, dass ein politischer Rebell und Polemiker, Kulturkritiker und Literat, einer mit einer unermüdlichen, manchmal leicht verschrobene, oftmals unverstandenen Geistesgrösse nicht – wie früher ein Friedrich Glauser, eine Emilie Kempin-Spyri oder ein Carl Albert Loosli – in der Anstalt oder Armut endet, sondern einen prominenten Platz im Parlament und an einer Universität einnehmen konnte. Dies, obschon er bei den tonangebenden «unheimlichen Patrioten» zeitlebens als Nestbeschmutzer und Landesverräter galt.

Ich habe in den 1960er Jahren Vorlesungen beim Privatdozenten Jean Ziegler an der Universität Bern genossen, die ihn in ihrer Provinzialität nie befördern wollte. 1983 habe ich mit Ziegler in einem Hotel in Albufeira die Ermordung des PLO-Unterhändlers Issam Sartawi miterlebt. In Lissabon habe ich mitverfolgt, wie er den alten, der Korruption verdächtigten Léopold Senghor mit Kritik nicht verschonte und den anwesenden Willy Brandt und François Mitterrand damit schockierte. Noch viel später habe ich seine charismatischen Auf-



Gewaltiges Lebenswerk: Rebell Ziegler.

tritte auf Französisch, Spanisch, Englisch vor den Tausenden am Weltsozialforum in Porto Alegre erlebt. Man erfuhr, wie ihn die *New York Times* während seiner Prozesse mit den Libanesen als schweizerischen Emile Zola beschrieb. Niemand, aber auch niemand in Afrika und Lateinamerika kannte je den Namen eines Schweizer Bundesrats. Aber den Namen des Schweizer Jean Ziegler kannten alle, die lesen und schreiben konnten.

Freilich habe ich immer anders getickt als Jean Ziegler. Mit Befremden habe ich manchmal mit ansehen müssen, wie er sich in unnötigen Attacken verausgabte, wie er welthistori-

sche Problemfiguren zu lange in Schutz nahm, wie er sich in Details verhedderte, die er dann nicht belegen konnte, oder wie er lockeren Umgang mit Zahlen pflegte. Als ich ihn einmal zur Rede stellte, diese oder jene Zahl sei falsch, meinte er: «C'est le témoignage» – ihm ging es ums «Bekenntnis»!

Hinter vorgehaltener Hand

Mit seinen Bekenntnissen und Erkenntnissen aber kann Jean Ziegler vor der Geschichte bestehen. Die Welt hat sich an den Hunger gewöhnt. Doch wer sonst als Jean Ziegler durchbricht heute noch die gelangweilte Gewöhnung an diese historische Dauerschande? Früher als andere hat er die Fluchtkapitalfrage aufgegriffen und die Verlogenheit und Täuschungskultur der Schweizer Bankiers weltweit an den Pranger gestellt. Schon früh hat er die Rolle der multinationalen Rohstoffkonzerne in der Dritten Welt aufgezeigt. In Genf ist er gegen dubiose orientalische Geschäftsleute vorgegangen, worauf das Parlament ihm im Prozess gegen Nessim Gaon, den er als «Schieber von Erdöl und Baumwolle» bezichtigt hatte, die parlamentarische Immunität entzog und ihn den Straf- und Schadenersatzklagen auslieferte. Nach dem, was später über den zwielichtigen Financier gerichtlich ans Licht gekommen ist, muss sich allerdings jeder Parlamentarier vor der Geschichte schämen.

Die erneute symbolische Rebellion der Schmalbrüstigen in Bundesbern gegen Zieglers Mitwirkung im Uno-Menschenrechts-gremium wird eine weitere Fussnote der Geschichte bleiben. Der Romand Didier Burkhalter war weise genug, das Monument Ziegler nicht von Klein-Klein-Patrioten anpinkeln zu lassen. Vielmehr ist allerdings ernst zu nehmen, was man hinter vorgehaltener Hand sagt: dass Attacken aus der israelischen Rechten gegen Jean Ziegler ausschlaggebend für den Kommissionsentscheid waren. Dann wäre es ein sehr, sehr ernsthafter Fall, weil die israelische Machtpolitik ihren verlängerten Arm, gleich wie in den USA, auch in die schweizerische Innenpolitik hineinstreckt.

Rudolf Strahm, 70, ist ehemaliger Preisüberwacher und alt Nationalrat (SP).

«Genialer Schachzug»

Der ehemalige SNB-Präsident Philipp Hildebrand drängt mit Blackrock auf den Schweizer Markt. Die Expansion richtet sich vor allem gegen die UBS. Der frühere Nationalbank-Chef hat intime Kenntnisse hiesiger Banken, die er heute konkurrenziert. Ist das ein Problem? *Von Florian Schwab*



Das B-Wort macht die Runde: Blackrock-Direktor Hildebrand und sein Chef Larry Fink (r.).

Seitdem der frühere SNB-Präsident Philipp Hildebrand am 13. Juni 2012 ankündigte, neu für Blackrock zu arbeiten, wird der US-Vermögensverwaltungsfirma in der Schweiz medial der rote Teppich ausgerollt. In einem äusserst wohlwollenden, zweiseitigen Interview mit der *Neuen Zürcher Zeitung* dürfen Blackrock-Chef Larry Fink und sein Direktor Philipp Hildebrand (seit vielen Jahren befreundet) die Werbetrommel rühren. Die Fernsehsendung «Eco» widmet Hildebrands neuem Arbeitgeber ein grosses Porträt. Die *Finanz und Wirtschaft* druckt seitenfüllend seine Gedanken zum Thema «Zentralbanken auf dem Prüfstand».

Blackrock gehört zu den weltweit führenden Asset Managern. In der Schweiz verwaltet die Firma einen dreistelligen Milliardenbetrag und ist einer der massgeblichen Investoren bei SMI-Firmen. An Julius Bär und

Syngenta hält Blackrock im Kundenauftrag fast sechs Prozent, an Nestlé mehr als fünf.

Zwei Wochen nach der Anstellung des über seine Devisengeschäfte gestrauchelten früheren SNB-Präsidenten Hildebrand kommunizierte Blackrock den Kauf des Private-Equity-Geschäfts der Swiss Re – laut Insidern war der Hildebrand-Freund und ehemalige UBS-Chef Mathis Caballavetta der Ideengeber für den Deal. Dieser gehört gleichzeitig den Verwaltungsräten von Swiss Re und Blackrock an. Hildebrands neuer Arbeitgeber ist international sehr schnell gewachsen, indem er andere Dienstleister aufgekauft hat. Kürzlich hat er die Schweiz zu einem strategischen Schwerpunkt erklärt.

Anschluss an die Grossen

Als Blackrock vor zwei Monaten ankündigt, seine Präsenz in der Schweiz auszubauen, in

der symbolträchtigen Bahnhofstrasse Quartier zu nehmen und im Schweizer Markt neuerdings eigene Anlageprodukte zu entwickeln, ist das Ziel klar: Man will zu den Grossen des Landes aufschliessen. Sichtbar wird das Ansinnen durch eine grosse Werbekampagne, in der Blackrock seine Exchange-Traded Funds (ETF) unter der Marke iShares bewirbt.

Kampf mit harten Bandagen

Das Aufsehen, das Blackrock hierzulande erregt, ist dem Geschäft der Vermögensverwalter eigentlich eher fremd. Asset-Management ist normalerweise verschwiegen, technisch und abstrakt. Es umfasst, grob gesagt, diejenigen Investitionen, bei denen kein Kontakt zum Endkunden entsteht: die Vermögensverwaltung für institutionelle Kunden wie Pensionskassen, Family Offices und Anlagestiftungen einerseits und der Vertrieb von Finanzprodukten wie Fonds über Banken und andere Finanzdienstleister andererseits. Obwohl das Anlagevolumen dementsprechend gross ist, sind die Margen vergleichsweise gering, weil die Kunden sehr professionell und kostenbewusst sind. Der Markt ist stark umkämpft. Es findet ein intensiver Verdrängungswettbewerb statt, in dem mit harten Bandagen gekämpft wird.

Warum attackiert Blackrock einen Schweizer Markt mit bescheidenem Wachstum? Und ist es nicht irritierend, dass Philipp Hildebrand an vorderster Front jetzt plötzlich die Schweizer Vermögensverwalter konkurrenziert, die er als Nationalbank-Präsident durchleuchtete und mitkontrollierte? Die *Weltwoche* hat sich auf dem Finanzplatz umgehört. Die Gesprächspartner boten vielfältige Einblicke, allerdings unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Da in der Finanzbranche die meisten Firmen gleichzeitig Konkurrenten und Geschäftspartner sind, will es sich niemand mit dem grossen neuen Namen verscherzen, der mit seinen rund 500 Anlageprodukten das Produkteangebot auf dem Finanzmarkt erfreulich vielfältiger macht.

Als «genialer Schachzug» erachten sämtliche Beobachter die Verpflichtung von Philipp Hildebrand durch Blackrock, unmittelbar nachdem dessen sechsmonatiges Konkurrenzverbot bei der SNB abgelaufen war. Grundsätzlich, da sind sich alle Finanzprofis einig, ist nichts Verwerfliches daran, dass Hildebrand nach Ablauf der Sperrzeit einen neuen Job bei einem ausländischen Konkurrenten

angenommen hat. Auch die Präsenz von Blackrock in der Schweiz wird begrüsst.

So ganz wohl ist den Mitbewerbern aber nicht bei dem Gedanken, dass derselbe Philipp Hildebrand, der vor kurzem bei der SNB über eine Bilanz von fast 400 Milliarden gebot und die Finanzplatzregulierung eisern vorantrieb, nun als ihr Konkurrent auftritt. Vielen drängt sich der Eindruck auf, dass Hildebrand aus seiner früheren Tätigkeit als Aufseher und Zentralbankpräsident intime Kenntnisse hat, die er jetzt im Sinne seines amerikanischen Arbeitgebers – und das heisst: gegen Schweizer Mitbewerber – verwertet.

Die Schweiz ist für Blackrock ein wichtiger Markt, und Hildebrand ist hierzulande für Kontakte mit grossen institutionellen Kunden zuständig, auch wenn dies nur ein kleiner Teil seiner Zuständigkeit ist.

Eine spezielle Beziehung

Beargwöhnt wird zweierlei: Erstens existiert zwischen der SNB und Blackrock seit der Ära Hildebrand offenbar eine Zusammenarbeit, die über das hinausgeht, was vergleichbaren Firmen nicht vergönnt ist. Zweitens hat Philipp Hildebrand die SNB neben der Finma als Bankenaufseherin etabliert und erhielt so genaueste Kenntnisse über ihre Geschäftsmodelle, ihre Bilanzen und Achillesfersen. Angesichts dieser Angreiferqualitäten spricht

das B-Wort. Blackrock dementiert nicht, den Auftrag erhalten zu haben, möchte es aber – mit Hinweis auf Vertraulichkeitsgründe – auch nicht bestätigen.

Nicht nur im Zusammenhang mit dem Stabfund vergibt die SNB externe Mandate. Durch Hildebrands Franken-Stützkäufe hat die SNB ein Devisen-Portfolio im Wert von knapp 440 Milliarden Franken angehäuft, was fast dem Bruttoinlandprodukt der Schweiz entspricht. Den Grossteil davon verwaltet sie selbst mit einem 20-köpfigen Team unter der Leitung

Warum attackiert Blackrock einen Schweizer Markt mit bescheidenem Wachstum?

des HSG-Absolventen Sandro Streit, der seine gesamte berufliche Karriere bei der SNB verbracht hat und unter Hildebrand zum Direktor berufen wurde.

Wie viel SNB-Geld verwaltet Blackrock?

Gelegentlich schreibt die Nationalbank kleinere Tranchen dieses dagobertinischen Reichtums für externe «Asset-Manager» aus, um für das eigene Team einen Vergleichsmaßstab zu schaffen. Nach Angaben der Nationalbank verwalten fünf externe Vermögensverwalter zusammen ein SNB-Vermögen im Wert von

fünfzehn Jahren etabliert sei und «jüngst auch vom Prüfungsausschuss des Bankrates für äusserst professionell befunden» worden sei. Sicher ist, dass Hildebrand den Prozess genau kennt und weiss, wie man den «Pitch» bei den früheren SNB-Kollegen am besten gewinnt. Hildebrand weiss: Am Ende des Selektionsprozesses entscheidet das dreiköpfige Direktorium über externe Dienstleister.

Man nimmt die Konkurrenz sportlich

Die SNB mag für Blackrock in der Schweiz ein wichtiger Kunde sein. Die guten Kenntnisse Hildebrands kommen dem Unternehmen aber auch bei anderen Geschäften zugute. In der Ära Philipp Hildebrand schlang sich die Nationalbank zum zweiten Banken-Regulator neben der Finma auf. Unter dem Stichwort «makroprudenzielle Regulierung» verlangte sie sehr detaillierte Daten über die Zusammensetzung der Bankbilanzen und über die Geschäftsmodelle. Hildebrand kennt das Profil der UBS wohl besser als mancher UBS-Manager. Mit den Grossbanken ging Hildebrand auch öffentlich hart ins Gericht, rieb sich gar medial mit dem damaligen UBS-Chef Oswald Grübel.

Die Expansion von Blackrock, so die einhellige Meinung unter den Asset-Managern, ist vor allem gegen die UBS gerichtet, die Hildebrand als SNB-Präsidenten zurückzubinden

Added value für
Ihr Going Public
made by Gübelin.

GÜBELIN
JUWELEN • UHREN

man halb bewundernd und halb argwöhnisch von der «B-Firma».

Die spezielle Beziehung zwischen der SNB und Blackrock hat es schon einmal kurz in die Schlagzeilen geschafft. Wie die *Sonntagszeitung* bereits im Jahr 2011 herausfand, war Blackrock von der Nationalbank mandatiert, als es darum ging, das Portfolio zu bewerten, welches die SNB von der UBS übernahm und in ihren Stabilisierungsfonds («Stabfund») überführte. Vor zwei Wochen gab die SNB nun bekannt, für den Rückverkauf des Stabfund-Portfolios erneut mit einem externen Berater zusammenzuarbeiten. Wiederum steht der Name Blackrock im Raum.

Anders als sonst hat die SNB diesen Auftrag nicht für sämtliche in Frage kommenden Marktteilnehmer ausgeschrieben. Die SNB nimmt keine Stellung zu der Frage, wer den Zuschlag erhalten hat, und verweist auf «Vertraulichkeitsgründe». Konkurrenten raunen

weniger als 4,8 Milliarden Franken. Im letzten Herbst wurden laut Marktteilnehmern vier Tranchen zu 500 Millionen Franken vergeben. Namen nennt die SNB mit Verweis auf gegenseitige Vertraulichkeitsklauseln keine, doch das B-Wort macht die Runde. Blackrock selber macht keine Angaben zur Frage, ob die Firma SNB-Vermögen verwaltet. Unter Marktkennern gilt es als sicher, dass Hildebrands neuer Arbeitgeber zu den fünf ominösen Dienstleistern der Nationalbank gehört. Und zwar seit Hildebrands Zeiten als SNB-Präsident.

Manch ein Konkurrent, der nicht zum Zuge kam, stört sich an der intransparenten Entscheidung: Es werde nicht über die Gründe einer Absage informiert. Die SNB behauptet das Gegenteil («Nicht berücksichtigte Manager werden selbstverständlich über den Grund der Absage informiert»). Zudem betont sie, dass sich der Prozess zur Auswahl der externen Manager «an der *best practice*» orientiere, seit

versuchte. Die Credit Suisse scheint das Interesse an dem inländischen Asset-Management weitgehend aufgegeben zu haben – sie hat dieses Jahr beispielsweise ihre ETFs an Blackrock verkauft.

Mit aggressiven Zukäufen versucht die amerikanische Blackrock in eine klassische Domäne der UBS und der Kantonalbanken einzudringen: Fonds und Anlagevehikel nach Schweizer Recht, viele davon bestehend aus inländischen Wertpapieren. Bei der Grossbank nimmt man die Konkurrenz sportlich: Man sei zuversichtlich, die Marktführerschaft zu behalten, betont ein hoher Angestellter. Eine Unternehmenssprecherin von Blackrock verweist darauf, dass ihr Unternehmen bereits seit 1996 in der Schweiz präsent sei.

Philipp Hildebrand selbst wollte keine Stellung nehmen zu den Geschäften von Blackrock mit der SNB und zu seiner Funktion im Angriff auf den Schweizer Markt. ○

«Die Risiken trägt der Steuerzahler»

Der deutsche Ökonom Martin Hellwig gilt als einer der klügsten und interessantesten Vertreter seines Fachs. In seinem neuen Buch stellt er fest, dass die Banken auch nach der Finanzkrise sehr instabile Gebilde seien. Sie würden ihre Risiken kleinrechnen. Von Florian Schwab und David Klammer (Bild)

Herr Hellwig, die Banken werden seit Jahren öffentlich in die Mangel genommen. Sie legen jetzt mit Ihrem Buch noch mal nach. Wozu Ihre Kritik?

Ich habe nicht den Eindruck, dass die Banker in den letzten fünf Jahren effektiv in die Zange genommen wurden. Es hat viel Empörung gegeben, aber es ist wenig geschehen. Das System ist heute kaum sicherer als vor dem Ausbruch der Finanzkrise.

Das Regelwerk «Basel III» verdreifacht die Eigenkapitalanforderungen für Banken.

Martin Wolf von der *Financial Times* hatte dazu die schöne Formulierung: «Wenn man etwas, was nahe bei null liegt, verdreifacht, dann ist es immer noch nicht sehr gross.» Zudem sind die Eigenkapitalvorschriften auch in «Basel III» immer noch risikogewichtet. Dies erlaubt es den Banken weiter, die Risiken kleinzurechnen, um mit wenig Eigenkapital ein grosses Rad drehen zu können.

Wie funktioniert dieses «Kleinrechnen»?

Ein konkretes Beispiel findet sich in einem Bericht, den die UBS im April 2008 ihren Aktionären schickte, um die grossen Verluste zu erklären. Darin hiess es, dass die UBS für die Kreditrisiken ihrer amerikanischen Hypothekenscheine teilweise Versicherungen abgeschlossen hatte; danach tat man so, als gäbe es die Risiken nicht und als bräuchte man auch kein Eigenkapital dafür. Das Problem, dass auch der Versicherer zahlungsunfähig sein kann, wurde vergessen.

Spezialisten sahen es als unmöglich an, dass reihenweise US-Hypotheken ausfallen. War es ein «Black Swan»-Ereignis?

Nein. Es kommt immer wieder vor, dass makroökonomische Entwicklungen die Immobilienmärkte stören und viele Hypotheken gleichzeitig in Schwierigkeiten geraten. Das gab es auch Anfang der neunziger Jahre, und damals war auch die Schweiz betroffen. Solche Korrelationen, dass also viele ähnliche Kredite gleichzeitig ausfallen, werden in «Basel I», «Basel II» und auch «Basel III» nicht berücksichtigt. Das Risiko, das die Subprime-Krise gross werden liess, kommt in der ach so wissenschaftlich begründeten Regulierung nicht vor.

An den Regulierungen sind Spezialisten beteiligt. Kann man diesen Fachleuten nicht vertrauen?

Ich sage es mit Upton Sinclair: Es ist schwer, jemanden etwas verstehen zu lassen, wenn sein Einkommen davon abhängt, dass er es nicht versteht. Ginge es wirklich um Verständnis, dann blieben so wichtige Dinge wie die Korrelation der Kreditrisiken nicht unbeachtet. Wenn es um Verständnis ginge, würde man heute darüber nachdenken, ob es angemessen ist, dass Staatsanleihen als risikofrei behandelt werden. Ihr Risikogewicht bleibt bei «Basel III» null – und das auch in der Euro-Zone und nach dem Griechenland-Schuldenschnitt.

Der Kern Ihrer Bankenkritik ist die niedrige Ausstattung mit Eigenkapital.

Ja. «Basel III» bringt nur einen geringen Fortschritt, auch weil die Banken erhebliche Teile schon wieder kompensiert haben durch die so genannte «Risikogewichtsoptimierung». Die europäischen Banken weisen heute fast durchgehend ein Eigenkapital (nach «Basel III») von 9 bis 11 Prozent der «risikogewichteten» Anlagen aus. Wenn Sie genau hinsehen, dann beträgt das Eigenkapital aber immer noch zwischen 1 und 4

«Drei Prozent Eigenkapital sind einfach eine sehr niedrige Zahl.»

Prozent der Bilanzsumme. Bei der UBS sind es etwa 4 Prozent, weil die Schweizer Aufsicht etwas strikter ist. Die Deutsche Bank rühmt sich jetzt, das Eigenkapital von 2,5 auf 3 Prozent erhöht zu haben. So viel hatte Lehman Brothers unmittelbar vor dem Kollaps.

Was bedeutet es, wenn eine Bank ein Eigenkapital von 3 Prozent hat?

Das heisst, dass 97 Prozent ihrer Mittel Schulden sind. In unserem Buch ziehen wir die Analogie zu einem Häuslebauer: Es genügt ein Preisverfall von 3 Prozent, damit sein Haus überschuldet ist. Die Verluste der Banken in der Krise betrugen im Durchschnitt 4 Prozent ihrer Anlagen. Bei vielen Instituten war es mehr. 3 Prozent sind einfach eine sehr niedrige Zahl. Von ihren eigenen Schuldnern verlangen die Banken mindestens 20 oder 30 Prozent Eigenkapital. Den Banken fehlt ein Gläubiger, der ihnen gegenüber genau so auftritt.

Warum ist das bei den Banken so anders?

Die vielen kleinen Einleger sind zu unbedeutend, als dass ein Einzelner der Bank be-

fehlen kann, ihre Verschuldung zu reduzieren. Das wäre daher die Aufgabe der Aufsicht, aber die glaubt seit zwanzig Jahren, man könne alles mit Risikomodellen steuern. So hat man zugelassen, dass die Banken mit so wenig Eigenkapital arbeiten.

In wessen Interesse wäre eine höhere Eigenkapitalquote?

Im Interesse von uns allen, denn die hohe Verschuldung der Banken betrifft uns alle. Eine Wirtschaftskrise kann sehr teuer sein, eine Rettung der Banken durch den Steuerzahler auch. Gesund wäre eine Quote von 20 bis 30 Prozent der Bilanzsumme, also ohne Risikogewichte.

Für viele Banken ist dies eine absurde Idee...

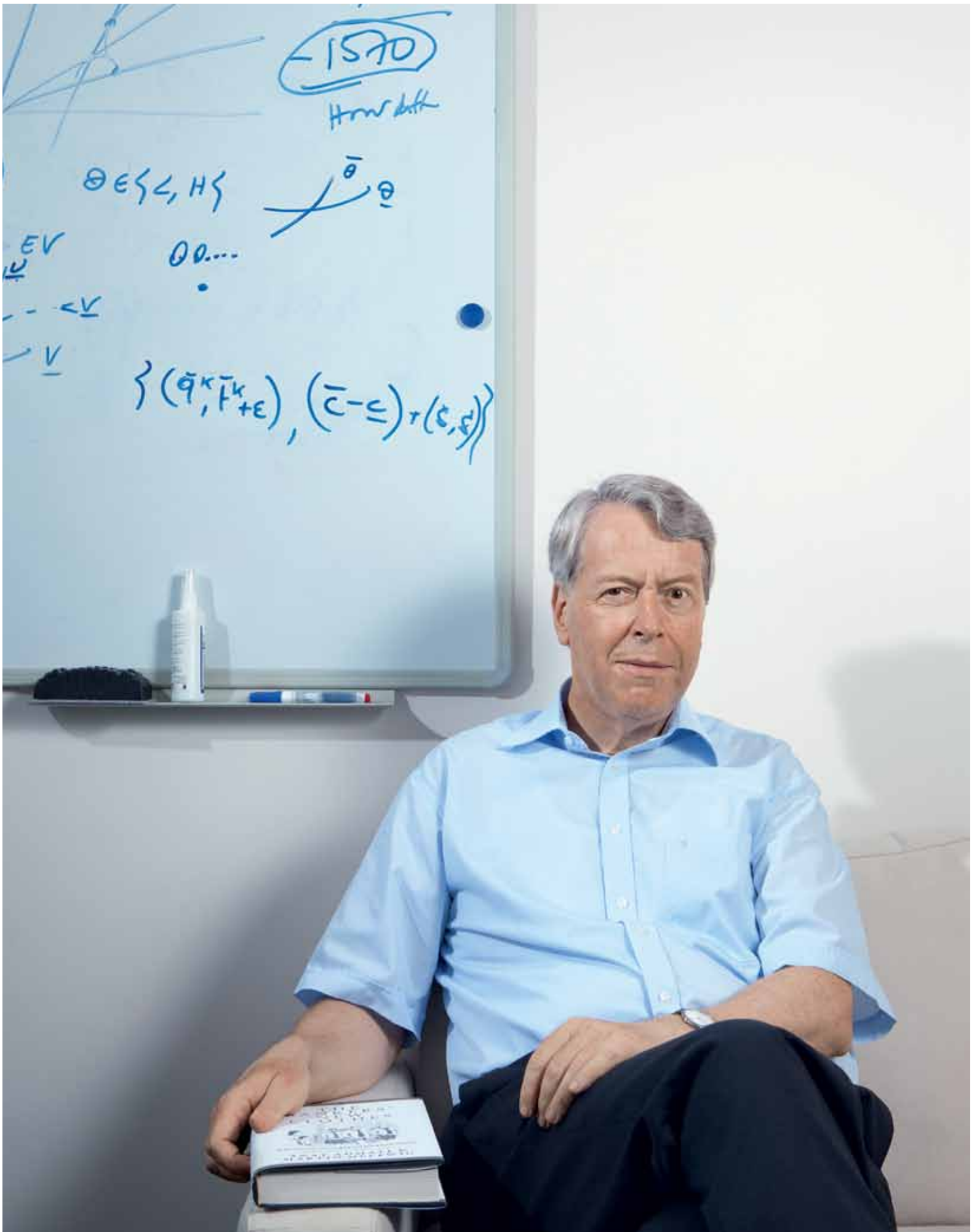
Ja. Aber das ist die Eigenkapitalquote, welche die Banken vor dem Ersten Weltkrieg hatten. Erst mit dem Bedarf der Staaten an Kriegsfinanzierung ging es bergab. In Deutschland nahm die Eigenkapitalquote zwischen 1913 und 1919 von 22 auf 8 Prozent ab. Dem folgte in der Weltwirtschaftskrise die Unterstützung der Banken durch den Staat, und in diesem gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnis befinden wir uns noch heute. Der Staat spannt die Banken für die Finanzierung seiner Ausgaben ein, und die Banken verlassen sich auf den Staat als Retter in der Not. In diesem System sind beide Parteien daran interessiert, dass die Bank mit ihrem Eigenkapital möglichst viel macht. Die Risiken trägt der Steuerzahler.

Die Banken behaupten, dass mehr Eigenkapital mit weniger Kreditvergabe einhergeht. Das Geld liege unnütz herum.

Das ist eine wunderschöne Formulierung. Und sie ist grundfalsch. Wer das behauptet, der verwechselt Eigenkapital mit Bargeld. Wenn ich ein Haus kaufe, sagen wir, für eine Million Franken, 300 000 eigene Mittel aufwende und mir 700 000 als Bankkredit hole, dann sind die 300 000 mein Eigenkapital. Die liegen aber nicht unnütz herum, sondern werden genauso für den Hauskauf verwendet wie der Bankkredit.

Ihres Erachtens beruht die ganze Ablehnung höherer Eigenkapitalvorschriften auf einem Missverständnis?

Der englische Bankenverband hat 2010 in der Diskussion um «Basel III» behauptet, dass die Banken 700 Milliarden Pfund an neuem Eigenkapital brauchten. Dies bedeute, dass die 700 Milliarden dann an Krediten fehlen oder «unnütz herumliegen».



«Man findet einen Hofnarren ganz interessant»: Ökonom Hellwig.

Neue Kleider?

Martin Hellwig feuert eine populärwissenschaftliche Breitseite auf die Banken ab.

Seit 2008 hält die Finanzkrise die Wirtschaft auf Trab. Man glaubt die Ursachen für das Debakel zu kennen: die Übertreibungen auf dem amerikanischen Hypothekenmarkt und die komplizierten Schuldverschreibungen, die der St. Galler Bankier Konrad Hummler einst als «Gammelwürste» bezeichnet hat, weil man nicht weiss und auch nicht wissen will, woraus sie bestehen.

Eine neue und sehr grundsätzliche Perspektive wählen die Ökonomen Anat Admati und Martin Hellwig. In ihrem Buch «Des Bankers neue Kleider», das im September in der deutschen Übersetzung erscheint, legen sie akribisch genau dar, was das grosse Schiff der Finanzindustrie erst anfällig gemacht hat für die Stürme der Subprime-Krise: die zu geringe Ausstattung mit Eigenkapital.

Die beiden Autoren, die in ihrer normalen Tätigkeit als hochrespektierte Wirtschaftswissenschaftler virtuosen die Formeln und statistischen Techniken beherrschen, kommen in ihrem Buch ohne übertrieben technische Sprache aus. Wer eine Bilanz versteht, der versteht die Kernbotschaft rasch: Je ungünstiger das Verhältnis von Fremd- zu Eigenkapital, desto gefährdeter ist eine Bank. Der Kollaps von Lehman Brothers und die Bankenrettungen durch den Steuerzahler wären vermeidbar gewesen, wenn das Eigenkapital der betreffenden Institute die Verluste aus dem Hypothekenmarkt abgedeckt hätte.

Die Autoren zeigen, dass eine gut aufgestellte Bank sich vor höheren Eigenkapitalvorschriften nicht fürchten muss. Sie kann sich das Eigenkapital bei Aktionären besorgen oder Gewinne einbehalten. Dass der Widerstand gegen höheres Eigenkapital trotzdem so gross ist, erklären Admati und Hellwig damit, dass vermutlich viele Banken eben nicht profitabel sind und daher kein Eigenkapital aufbauen können.

Die Mahnung der beiden Autoren blieb in der Politik ungehört – der Kaiser steht immer noch nackt da. Würden ihre Ratschläge beherzigt, dann wäre der Beruf des Bankiers wieder eine eher langweilige Angelegenheit – das klingt fast nach einer Finanzplatzstrategie. (fsc)

Anat Admati, Martin Hellwig: Bankers' New Clothes. Princeton University Press. 398 S., Fr. 39.90

Doch das ist schlichtweg Unsinn. Wenn die britischen Banken tatsächlich 700 Milliarden mehr an Eigenkapital brauchen, und sie nehmen diese auf dem Markt auf, dann können sie diesen Betrag zusätzlich für die Kreditvergabe verwenden. >>>

Für viele Banken wäre es unmöglich, sich so viel Kapital zu beschaffen.

Man muss unterscheiden zwischen profitablen und nichtprofitablen Banken. Profitable Banken können sich das Kapital beschaffen. Nicht von heute auf morgen, aber über die Zeit, indem sie Gewinne einbehalten. Wenn sie profitabel sind, können sie auch Aktien ausgeben. Problematisch wird es bei Banken, die nicht profitabel sind. Sie können weder das eine noch das andere. Und wir haben zu viele Banken, die nicht profitabel sind.

Was ist die Konsequenz daraus?

Die Bilanzsummen der Banken haben sich weltweit seit 2000 verdoppelt. Man muss sich also fragen, ob nicht eine gewisse Schrumpfung erforderlich wäre. Für Deutschland würde ich das klar bejahen.

Woran erkennen Sie Überkapazitäten?

Überkapazitäten liegen vor, wenn Banken nur mit Zocken Geld verdienen können. Die staatseigenen Landesbanken in Deutschland haben sich vor dem Auslaufen der Staatsgarantie im Jahr 2005 noch mal mit viel günstigem Geld vollgesogen und dieses beispielsweise in amerikanische Hypothekendarlehen investiert. Der nordrhein-westfälischen Landesbank ist daraus ein Verlust von 19 Milliarden Euro erwachsen, der HSH Nordbank einer von 4 Milliarden. Die Verluste bei allen Landesbanken summieren sich bisher auf 37 Milliarden. Wenn man Mittel aufnimmt und nichts Besseres damit zu tun weiss als zu zocken, dann ist etwas faul.

Die toxischen Papiere sehen aus heutiger Sicht nicht mehr ganz so toxisch aus. Die Schweizerische Nationalbank (SNB) hat mit dem von der UBS übernommenen Portfolio einen Gewinn realisiert.

Daran ist sicher richtig, dass die Wertverluste in den Märkten 2008 viel grösser waren, als die zu erwartenden Kreditausfälle. Insofern haben sich die Kurse etwas normalisiert. Allerdings weiss man immer noch nicht, wie gross die Kreditausfälle am Ende sein werden. Da wird noch vieles unter der Decke gehalten. Die Ausfälle bei den Banken sind grösser als das, was ausgewiesen wird.

Aus Sicht des Schweizer Steuerzahlers war die UBS-Rettung profitabel.

Der Wert des SNB-Portfolios hat auch deshalb zugenommen, weil die Zentralbankzinsen sehr niedrig sind. Wenn ich einen Marktzins von null habe, ist jedes zinsbringende Papier unendlich viel wert. Aber das geht zu Lasten des Steuerzahlers. Würden die Zentralbanken ihr Geld zu höheren Zin-

sen verleihen, wäre der Zentralbankgewinn höher und auch ihr Beitrag an die Staatsfinanzen. Auch hier findet ein Bailout statt, nur merkt es der Steuerzahler nicht.

Trotzdem: Das Durchwursteln scheint zu funktionieren. Die US-Banken weisen wieder Gewinne aus. In Europa spricht niemand mehr von Bank-Runs.

In Deutschland haben die Bankenrettungen dem Steuerzahler bisher Kosten von fast 70 Milliarden Euro verursacht. Wenn ich das mit zwei Prozent verzinse, dann ist das der Jahresbeitrag für die Max-Planck-Gesellschaft mit ihren achtzig Forschungsinstituten. In diesem Land muss ich sagen: Das Durchwursteln war sehr teuer. Dazu kommt, dass die europäischen Banken nach wie vor schwach sind und man immer fürchten muss, dass die nächste Krise kommt.

Was sind die Folgen davon?

Gerade die schwachen Banken vergeben nur wenig Kredite an Unternehmen, und zwar auch in den südlichen Ländern der Eurozone. Sie spekulieren auf eigene Rechnung oder sie kaufen Staatspapiere und freuen sich über die Differenz zwischen dem EZB-Zinssatz und den 4 Prozent für eine spanische Staatsanleihe. Insgesamt ist das Bankensystem im Euro-Raum nach wie vor fragil und hängt am Tropf der Europäischen Zentralbank (EZB). Die Krise im Euro-Raum ist noch nicht überwunden.

Wo stehen die Banken heute?

Ich bin skeptisch, denn es gibt noch viele Leichen in den Kellern. Nehmen wir als Beispiel Schiffskredite. Deutsche Banken haben laut Bundesbank 98 Milliarden Euro an Schiffskrediten in ihren Büchern. Die staatliche HSH Nordbank 26 Milliarden bei einem Eigenkapital von 5 Milliarden, die Commerzbank 19 Milliarden. Die Banken sagen, die Schiffahrtskrise werde Ende 2014 überwunden sein. Ich glaube das nicht. Seit 2008 sind die Überkapazitäten in der Schiffahrt jedes Jahr weiter angestiegen, weil neue Schiffe in den Markt kamen. Auch in diesem Jahr nehmen die Überkapazitäten weiter zu. Dieser Berg muss aber abgebaut werden, bevor die Reeder wieder vernünftige Margen erzielen und ihre Kredite bedienen können. Soweit ich das aus den öffentlichen Zahlen sehen kann, haben die genannten Banken nicht genügend Vorsorge für diese Kredite getroffen. In der Presse war zu lesen, dass die britische Lloyds-Bank Schiffskredite mit 50 Prozent Abschlag verkauft hat. Nähme man diesen Abschlagssatz Lloyds, dann wäre die HSH insolvent, und auch die Commerzbank bräuchte neues Eigenkapital. Ähnliche Übungen kann man bei vielen anderen europäischen Banken machen. Ohne die Bereitschaft der EZB, das Bankensystem zu stützen, wären sehr viele europäische Banken zahlungsunfähig.

Die EZB wird weiter intervenieren.

Dabei gibt es zwei Probleme: Zum einen kommen wir aus dem Schlamassel nicht heraus, wenn die Solvenz vieler grosser Banken zweifelhaft ist. Im Japan der neunziger Jahre hat man sich auch lange nicht um die de facto insolventen Banken gekümmert und das hat erheblich zur wirtschaftlichen Stagnation beigetragen. Zum anderen halte ich es nicht für ausgeschlossen, dass mancher Politiker lernt, dass der Zugang zur Notenpresse zwar durch den Maastricht-Vertrag verboten ist, dass man aber auf indirektem Wege trotzdem an die Notenpresse kommt, wenn man schwache Banken hat, die den Staat finanzieren, und wenn die EZB sich genötigt sieht, die schwachen Banken zu finanzieren, um eine Finanzkrise zu verhindern.

Was ist die Alternative?

Insolvente Banken sollten abgewickelt werden, und der europäische Finanzsektor sollte sich gesundschrumpfen. Höhere Eigenkapitalanforderungen können dazu beitragen, indem die bisherigen Eigentümer sagen: «So viel Geld wollen wir nicht mehr riskieren.» Eher problematisch wird es bei den staatlichen Banken. Hier muss der Eigentümer, also die Politik, zusätzliche Mittel einschiessen. Diese Debatte will die Politik aber vermeiden.

Laut Ihnen ist ein Grossteil der europäischen Banken faktisch insolvent.

Sagen wir: in der Nähe der Insolvenz. Insolvenz, das heisst Überschuldung, ist ja ein unscharfer Begriff, der davon abhängt, wie man die Aktiven der Banken bewertet. Ich vermute, dass etliche Banken bei einer realistischen Bewertung ihrer Aktiven insolvent wären. Verlässlich kann man das nur sagen, wenn man die Bankbücher Position für Position durchgeht. Im Euro-Raum steht ja die Übergabe von Aufsichtsfunktionen an die EZB an. Im Vorfeld soll eine Überprüfung der Qualität der Vermögenswerte stattfinden. Es wird interessant sein, zu sehen, was dabei herauskommt.

Zusätzlich soll in Zukunft der Steuerzahler als Letzter haften.

Wir bewegen uns in einem Regime, in dem die Inhaber von Schuldtiteln jeglicher Art politisch so mächtig sind, dass sie von den Regierungen zu Lasten des Steuerzahlers aus der Haftung genommen werden. Im Fall Zyperns hat man eine Ausnahme gemacht, weil man das Land als Steueroase wahrnimmt. Ob dieselbe Frage bei deutschen und französischen Banken gleich beurteilt würde? Da habe ich noch meine Zweifel.

Woran liegt die politische Macht der Inhaber von Schuldtiteln?

Das möchte ich auch gerne wissen. Bei der

deutschen Hypo Real Estate hat der Staat mit dem Hinweis auf die Systemrelevanz der Bank alle Gläubiger aus der Haftung genommen und selbst den Aktionären noch € 1.30 pro Aktie gezahlt. Die Liste der Gläubiger ist veröffentlicht worden. Die Positionen von systemrelevanten Instituten wie der Deutschen Bank und der Allianz waren zwar nicht klein, aber auch nicht existenziell. Jedoch waren viele Institutionen dabei, bei denen erhebliche Verluste politisch schmerzhaft gewesen wären und zu öffentlichen Diskussionen Anlass gegeben hätten: Kirchen, Kommunen, Rundfunkanstalten, Pensionsinstitutionen. Warum der Steuerzahler für Fehler der Verantwortlichen aufkommen sollte, verstehe ich nicht.

Sie schätzen das offene Wort. Werden Sie von der Finanzindustrie noch eingeladen?

Von Banken bin ich bisher kaum eingeladen worden. Letztes Jahr war ich zweimal bei Sparkasseninstitutionen. Da ist man zwar über das, was ich sage, nicht glücklich, aber man findet einen Hofnarren ganz interessant.

Martin Hellwig ist einer der profiliertesten Ökonomen im deutschsprachigen Raum und leitet seit 2004 das Max-Planck-Institut zur Erforschung von Gemeinschaftsgütern. Hellwig wurde mit der Ehrendoktorwürde der Humboldt-Universität zu Berlin, der Eberhard Karls Universität Tübingen und der Universität Basel, wo Hellwig zwischen 1987 und 1996 ordentlicher Professor für Nationalökonomie war, ausgezeichnet.

Silvano Moeckli:

Das politische System der Schweiz verstehen

Mit souveränem Blick auf geschichtliche und internationale Zusammenhänge erklärt Silvano Moeckli die Strukturen und Prozesse des politischen Systems unseres Landes.



Der Politologe räumt auf mit überholten Ansichten; so etwa damit, dass in der Demokratie das Volk regiere oder dass die Regierung die Exekutive sei. Er zeigt auf, wie der Staat organisiert ist, was er kostet und wie Entscheidungen wirklich zustande kommen. Zur Sprache kommen auch aktuelle Themen wie New Public Management, Staatsverschuldung, Steuerwettbewerb oder Migration.

Professor Dr. Silvano Moeckli lehrt Politik an der Universität St. Gallen. Er war Mitglied eines Gemeindeparlaments, des Präsidiums der Verfassungskommission des Kantons St. Gallen und der Bankenkommission der St. Galler Kantonalbank sowie Wahlexperte der Uno, der OSZE und des Europarates. 2005/06 präsiidierte er den Kantonsrat St. Gallen.



Weltwoche-Spezialangebot

Silvano Moeckli:

Das politische System der Schweiz verstehen:
Wie es funktioniert – Wer partizipiert – Was resultiert.
KLV Verlag AG. 3., aktualisierte und erweiterte Auflage, 2012. 224 S., broschiert, Fr. 38.–

Die Weltwoche verlost fünf Exemplare dieses aufschlussreichen Sachbuchs!

Jubiläums-Verlosung

Bedingungen:

Ein gültiges Abonnement der Weltwoche ist Voraussetzung für die Teilnahme an der Verlosung. Senden Sie bis 11. Sept. eine E-Mail mit Ihrer Adresse und Ihrer Kunden-/GP-Nummer an moeckli@weltwoche.ch.

www.weltwoche.ch/platinclub



«Wir benötigen Unterstützung»

Die Schweiz leistet mit über einer Milliarde Franken wirtschaftliche Aufbauhilfe in Osteuropa. Rund die Hälfte fliesst nach Polen. Die polnische Ministerin für regionale Entwicklung, Elzbieta Bienkowska, sagt, dass ihr Land eine Aufstockung des Erweiterungsbeitrags erwartet. *Von Ricardo Tarli*



«Die Schweiz profitiert»: Politikerin Bienkowska.

Frau Ministerin, ein Schweizer Nationalrat spricht von einer «Mentalität des Geldnehmens» in Polen. Verstehen Sie diese Einschätzung?

Diese Meinung kann ich überhaupt nicht verstehen. Wir sind kein Land, das mehr und mehr Geld benötigt, nur um es zum Fenster rauszuwerfen. Wir ziehen einen grossen Nutzen aus dem Geld, das wir von verschiedenen Geberländern erhalten. Polen hat während der vergangenen zwanzig Jahre riesige Fortschritte gemacht.

Sie betonen die wirtschaftliche Bedeutung des Schweizer Beitrags. Er hat aber kaum einen messbaren Einfluss auf Polens Wirtschaft, und der Handel mit der Schweiz verharrt auf tiefem Niveau.

Verglichen mit Polens Bruttoinlandsprodukt, ist es sicher keine so grosse Summe. Aber für die bilateralen Angelegenheiten und Kontakte ist das Schweizer Aufbauprogramm von grosser Bedeutung. Die Schweiz ist bestrebt, ihre wirtschaftliche Stellung auf einem grossen Markt, wie Polen einer ist, zu stärken. Wenn auch die wirtschaftlichen Auswirkungen nicht so signifikant sein mögen, so ist zum Beispiel die Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Forschung und Wissenschaft sehr erfolgreich.

Weshalb ist Polen, das in den letzten Jahren ein beachtliches Wirtschaftswachstum aufwies und von der EU mit Milliarden unterstützt wird, auf das Geld aus der Schweiz angewiesen?

Wir haben noch immer Regionen, die wirtschaftlich rückständig sind. Wir benötigen wahrscheinlich noch für die nächsten acht bis zehn Jahre Unterstützung, um das wirtschaftliche Niveau und den Lebensstandard der höherentwickelten EU-Staaten zu erreichen. Mit den Millionen aus der Schweiz können wir Projekte finanzieren, die von der EU nicht unterstützt werden, so in den Bereichen der erneuerbaren Energien, der Kultur, Bildung und Forschung.

Sehen Sie in Anbetracht der grossen Anzahl Projekte, insgesamt 58, nicht die Gefahr einer Verzettelung der Ressourcen?

Davon kann keine Rede sein. Wir haben nie mit riesigen Investitionen gerechnet. Das Programm hat zum Ziel, die Bedingungen auf lokaler oder regionaler Ebene zu verbessern. Mit der Umsetzung sind lokale Behörden, Universitäten und Nichtregierungsorganisationen betraut.

Im Ausschreibungsprozess läuft nicht alles rund. Oftmals bekommt die billigste statt die beste Offerte den Zuschlag. Ein Nachteil für Schweizer Unternehmen, deren Wett-

bewerbsvorteil die hohe Qualität ist. Zudem seien eine oder mehrere Ausschreibungen nicht korrekt formuliert worden.

Ich versichere Ihnen, dass wir unser Bestes geben, um die strengen Regeln im Submissionsverfahren zu erfüllen. Jedes Unternehmen hat die gleichen Chancen. Wir haben die von Ihnen aufgeworfenen Fragen mit den Schweizer Partnern besprochen. Das Programm läuft jetzt wie gewünscht.

Die «Kohäsionsmilliarde» wurde 2006 an der Urne nur knapp angenommen. Für eine zweite Tranche müsste vermutlich das Schweizer Volk erneut überzeugt werden, was nicht einfach werden dürfte ...

Die Resultate sind die besten Argumente, die für die Weiterführung der Finanzhilfe sprechen. In ein, zwei Jahren werden die positiven Auswirkungen der Projekte viel deutlicher erkennbar sein als heute. In den letzten paar Jahren boomte Polens Wirtschaft. Die Schweiz profitiert vom grossen gemeinsamen Markt der EU, obwohl sie nicht EU-Mitglied ist. Ökonomisch betrachtet ist der Erweiterungsbeitrag für beide Seiten eine Win-win-Situation ...

... obwohl kaum Schweizer Firmen in die Umsetzung der Projekte involviert sind.

Ich denke, die Ergebnisse müssen jährlich überprüft werden. Jedes Unternehmen ist berechtigt, sich an den öffentlichen Ausschreibungen zu beteiligen.

Die Schweiz zählt auf Polens politische Unterstützung, etwa in den Verhandlungen mit der EU über die bilateralen Verträge.

Dass sich die Schweiz einen starken Partner in der EU wünscht, ist sich Polen bewusst. Wir diskutieren solche Angelegenheiten auf hoher politischer Ebene mit Schweizer Vertretern. Aber wenn die Schweiz weiterhin am EU-Markt partizipieren will, erwarten wir, dass sie einen weiteren finanziellen Beitrag leistet. Das ist eine Frage der Solidarität.

Und wenn die Schweiz nein sagt?

Das wäre ein unerfreuliches Signal. Auch Norwegen, ein Nicht-EU-Land, hat einer zweiten Finanztranche zugestimmt. Wir hoffen, dass die Schweiz es Norwegen gleich tut. Polen ist mit vierzig Millionen Menschen ein attraktiver Markt, ein Land, dem man nicht einfach den Rücken zuwenden kann.

Elzbieta Bienkowska, 49, seit 2007 Ministerin für Regionale Entwicklung, ist verantwortlich für die Umsetzung der Strategie zur sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung Polens.

Und leise dreht das Windrad

Economiesuisse bezeichnet den Atomausstieg plötzlich als «technisch machbar». Mit dem Kurswechsel will der Wirtschaftsverband verloren geglaubte Sympathiepunkte zurückgewinnen. Was steckt hinter der neuen energiepolitischen Sanftheit? Von Alex Reichmuth

«Es sind alle so nett», spottete einst der Kabarettist Franz Hohler. Auch Economiesuisse schlägt in der Energiepolitik neuerdings harmonische Töne an. Im Rahmen des «Triologs Neue Energiepolitik» hat der Wirtschaftsdachverband die Aussage mitunterzeichnet, die vom Bund angestrebte Energiewende sei «technisch machbar». In der Öffentlichkeit wurde das als Kurswechsel des Dachverbands aufgefasst. Die Umweltorganisation Greenpeace sprach gar von einem «Meilenstein».

Der Energie-Triolog war von Economiesuisse, dem WWF und dem Kanton Aargau ins Leben gerufen worden – mit dem Ziel, gemeinsam die Energiestrategie des Bundesrats zu analysieren. Das Resultat liegt seit letzter Woche in Form eines Berichts vor. Laut diesem hängt es «vom politischen Willen im Parlament und den Kantonen» ab, ob die Energieziele des Bundesrats bis 2050 erreicht werden können. Der Bundesrat will gleichzeitig aus der Atomenergie aussteigen, den CO₂-Ausstoss senken und den Wohlstand bewahren.

Der Kurswechsel von Economiesuisse ist augenfällig – zumindest was die Wortwahl angeht. Noch vor kurzem tönte es vom Wirtschaftsverband ganz anders. «Die Grundlagen der Energiestrategie 2050 sind unsolid und volkswirtschaftlich gefährlich», liess sich der ehemalige Direktor Pascal Gentinetta im letzten Januar zitieren. Bereits zuvor hatte der Verband in einem Communiqué festgehalten, es bleibe «unbeantwortet, wie nach dem Wegfall der kompletten Stromproduktion aus Kernenergie die Versorgungssicherheit gewährleistet wird».

«Tausend Menschen auf dem Mond»

Rudolf Minsch, der seit dem Abgang von Gentinetta Economiesuisse ad interim führt, verneint auf Anfrage, dass der Wirtschaftsverband in der Energiepolitik die Richtung gewechselt habe. «Wir haben klar auf die grossen volkswirtschaftlichen Kosten hingewiesen, die die Umsetzung der Strategie des Bundesrats zur Folge hätte», sagt Minsch. Diese Einschränkung sei in den meisten Medienberichten übergangen worden. Minsch streitet aber nicht ab, dass sich der Tonfall des Wirtschaftsverbands geändert hat.

Dass die Energiewende «technisch machbar» sei, ist eigentlich eine Aussage ohne Gehalt. «Auch tausend Menschen auf den Mond zu bringen, ist technisch machbar», bringt es ein fachkundiger Beobachter auf den Punkt.

Entscheidend ist vielmehr, ob die Energiestrategie zu akzeptablen Bedingungen und erträglichen Kosten umsetzbar ist.

Beim Lesen des Berichts des Energie-Triologs fällt auf, dass die Standpunkte der beteiligten Verbände trotz der vordergründigen Einigkeit nur in wenigen wesentlichen Punkten übereinstimmen. So wird die künftige Entwicklung der Stromnachfrage von den Teilnehmern des Triologs «sehr unterschiedlich gesehen». Auch das Potenzial von Solar- und Windstrom schätzen die beteiligten Verbände «uneinheitlich» ein. Ein zentrales Problem von Solar- und Windstrom ist, dass er vor allem im Sommer bei geringer Nachfrage anfällt, aber kaum im Winter bei hoher Nachfrage. «Der Ausgleich der saisonalen Schwankungen [...] ist nach Meinung einiger Verbände [...] nach wie vor ungelöst», heisst es im Bericht. Auch hier besteht also keine Einigkeit. Andere wichtige Fragen bleiben offen – etwa die nach den volkswirtschaftlichen Auswirkungen der Energiewende. Diese zu beurteilen, sei «sehr schwierig», lautet der lapidare Schluss dazu im Bericht.

Dass Rudolf Minsch einen Kurswechsel von Economiesuisse in der Energiepolitik dementiert, ist trotzdem wenig glaubwürdig. Wer über die Medien verbreitet, die Energiestrategie des Bundesrats sei «technisch machbar»,

nimmt bewusst in Kauf, dass dies als Abkehr vom Widerstand gegen diese Strategie verstanden wird – egal, welche Einschränkungen noch folgen. Möglicherweise gibt es handfeste Gründe für die neue Zähmheit des Dachverbands. Dem Vernehmen nach soll der Bundesrat in seiner kommenden Botschaft zur Energiepolitik auf eine ökologische Steuerreform verzichten, entgegen seinen ursprünglichen Absichten. Der sanftere Kurs von Economiesuisse könnte die Gegenleistung für diesen Verzicht sein – denn die Wirtschaft will die ökologische Steuerreform auf keinen Fall.

So ist zu befürchten, dass der Wirtschaftsverband künftig zu den bereits zahlreichen Stimmen gehört, die von «Herausforderung» statt von «unlösbaren Problemen» bei der Energiewende sprechen und die die Energieziele des Bundes als «ambitioniert» statt «unerreichbar» bezeichnen. Für diese Geschmeidigkeit mag Economiesuisse zwar Anerkennung ernten. Die Situation erinnert aber an das Märchen «Des Kaisers neue Kleider»: Niemand getraut sich zu sagen, dass der Kaiser nackt ist. Alle wissen, dass die Energiewende illusorisch ist, aber keiner sagt es – aus diplomatischen Gründen. Das Volk, das am Schluss entscheiden muss, bleibt so im Glauben, es könne den Fünfer und das Weggli haben – die Energiewende und den Wohlstand. ○



Neuer Tonfall: Interims-Direktor Minsch.



«Unsolide und gefährlich»: Ex-Chef Gentinetta.

Sigmund Freud im Sägemehl

Lange Zeit galt das Schwingen als nationalkonservativer Randsport. Seitdem das Publikum massenhaft an die Schwingfeste pilgert, wird das Phänomen entpolitisiert. Aber das Etikett «Swissness» greift zu kurz: Der rebellische Geist der Schweiz lebt. *Von Peter Keller und Helmut Wachter (Bild)*

Banker neben Bauarbeitern, Städter vereint mit Berglern, Rolex und Rössli-Stumpfen: Kaum ein Anlass in der Schweiz zieht ein so breites Publikum an wie das Eidgenössische Schwing- und Älplerfest. Mindestens so gross wie der abschbare Ansturm in Burgdorf ist das Staunen über den anhaltenden Boom des Schweizer Nationalsports.

Das Fernsehen wird den Anlass zwei Tage live begleiten. Seit Wochen liefern «die Bösen» bestes Medienfutter. Wenger hier, Wenger da. Superlativ folgt auf Superlativ: Die eigens gebaute Arena umfasst 52 013 – längst ausverkaufte – Sitzplätze. Mehr als je zuvor. Auf dem Festgelände werden über 250 000 Besucher erwartet. In Luzern (2004) lag das Budget bei gut 6 Millionen Franken. In Aarau (2007) waren es 12,7 Millionen Franken. Burgdorf hat den Betrag nochmals verdoppelt, auf 25 Millionen Franken.

Randsportart für Randständige

So weit die äusseren Zahlen und Fakten. Nun ist das Schwingen nicht sie Fussball oder Tennis, die in der ganzen Welt heimisch sind, sondern der Nationalsport schlechthin. Kräftige Kerle messen sich im Sägemehl. Sie heissen Siegenthaler, Mathis, Inauen. Von Beruf sind sie Zimmermann (Kilian Wenger), Schreiner (Jörg Abderhalden), Käser (Nöldi Forrer).

Der Hype um den Schwingsport ist relativ neu. Vorausgesehen hat ihn keiner. Nicht einmal rechtzeitig erkannt. In den neunziger Jahren galt die Schweiz ohnehin als Auslaufmodell. «Wider die Abschottung!», hiess der Imperativ. Hier die weltoffenen EU-Befürworter von links bis liberal. Dort die belächelte Stumpfen-Schweiz mit ihrem Brauchtum. Solange die Jodler, Schwinger und ihre Sympathisanten brav ihr ihnen zugewiesenes Reduit bevölkerten, war alles in Ordnung – und das Etikett für jeden gut lesbar angeheftet: Der brachiale Zweikampf ist überholt, ein nationalkonservatives Überbleibsel, eine Randsportart für politisch Randständige.

Unter SRG-Direktor Peter Schellenberg (1988–2003) fristete die Volkskultur ein Dasein wie in einer geschlossenen Abteilung, betreut von Wysel Gyr und später Kurt Zurfluh. Das Schwingen wurde, wenn überhaupt, kurz im sonntäglichen «Sportpanorama» abgehandelt. Der symptomatische Tiefpunkt war beim Eidgenössischen in Bern 1998 erreicht: Kurz vor dem Schlussgang schaltete das Schweizer Fernsehen um – zur Formel 1. Beim Lokal-

sender Tele Bärn, der die Übertragungsrechte für 4000 Fränkli erworben hatte, schnellten die Quoten von 10 auf 40 Prozent empor. Der Berner Festsieger hiess übrigens Jörg Abderhalden. Der Vollständigkeit halber: Gewinner des Grossen Preises von Belgien war ein britischer Rennfahrer namens Damon Hill.

Schellenbergs Nachfolgerin, Ingrid Deltenre, SRG-Chefin mit niederländischem Pass, sorgte für ideologische Entkrampfung. Unter ihrer Ägide wurde das erfolgreiche Sendekonzept «SF bi de Lüt» umgesetzt, in dem die ländliche Schweiz ihre fröhliche Wiedergeburt feiern konnte. Seit Luzern 2004 gehört das Eidgenössische Schwing- und Älplerfest zu den grossen Sportevents des Schweizer Fernsehens.

Sind wir alle ein bisschen Blocher?

Fit für das 21. Jahrhundert war der Schwingsport allerdings schon länger. 1989 gewinnt in Stans der 18-jährige, filigran wirkende Adrian Käser. Sein Gegner im Schlussgang heisst Eugen Hasler – und erfüllt mit seinem Schnauz und seiner stattlichen Statur all jene Klischees, die die weltoffene, aber schweizverklebte Elite offenbar braucht, um sich irgendwie besser zu fühlen. Dabei zeugte diese Haltung eher von der eigenen Ignoranz: Seines Aussehens zum Trotz gehört Hasler zu den besten Technikern, die dieser Sport je hervorgebracht hat.

Thomas Sutter wird dann jener Mann sein, der die äussere Erscheinung und den sportlichen Erfolg stimmig in sich vereint: Der Modellathlet kann 1995 das Eidgenössische in Chur für sich entscheiden. Übrigens schon damals vor 40 000 Zuschauern. Das Schwingen war ja nie tot, nur totgesagt. Auch von jenen Medien, die dem Nationalsport heute schöne Schlagzeilen verdanken.

Nun strömen also die Massen. Im Sog der Popularität ziehen Hipster und Städter nach. Firmen reissen sich ums Sponsoring. Brauchtum und Bodenständigkeit sind auf einmal begehrte Markenzeichen – und nicht mehr Indizien für einen zweistelligen IQ. Wie ist dieser Boom zu verstehen? Ist der Patriotismus auf dem Vormarsch? Erobert er gar Städte und Chefetagen? Sind wir alle ein bisschen Blocher geworden?

Wenn am kommenden Wochenende die 278 besten Schwinger des Landes ihren König küren, wird neben dem Wettkampfsplatz um die Deutung dieses nationalen Grossanlasses gerungen. Gestern, als der Schwingsport von vorgestern galt, war die weltoffene Welt noch

in Ordnung. Was aber, wenn sich der eigene Freundeskreis plötzlich mit Edelweisshemd zum Schwingfest aufmacht? Wie ist diesem schweizerkreuzfidelen Aufschwung, der alle bisherigen Massstäbe sprengt, intellektuell beizukommen? Am besten, man redet ihn klein. Damit bewegen sich ausgerechnet die Schweizkritiker in bester Schweizer Tradition: Das Land duckt sich schliesslich seit 500 Jahren erfolgreich weg von allem, was nach Grösse riecht.

Die linksintellektuellen Deuter von heute versuchen das nationalkonservative Etikett, das die linksintellektuellen Deuter von gestern der ländlichen Schweiz verabreicht haben, wieder sorgsam wegzukratzen. Der *Tages-Anzeiger* sieht nun plötzlich eine «kompensatorische Sehnsucht nach etwas Vormodernem» am



«Reaktionäres Rebellentum»: Kemmeriboden-

Wirken. Sigmund Freud fürs Sägemehl. Der Historiker Jakob Tanner relativiert, er könne in der wachsenden Popularität der Volkskultur keine neue «identitätsstiftende Lebensform» erkennen. «Im Gegenteil: Die Ökonomisierung und Verspassung der Swissness schmälert das destruktive Potenzial des Nationalen.»

Akademiker-Pfeifen im Walde, Beschwichtigungsversuche, die sich am Ende im Begriff «Swissness» verkriechen. Eine Formel wie Gleitcreme. Da flutscht alles: die Diagnosen eines Zürcher Universitätsprofessors wie die Marketingstrategien der Grosskonzerne. Der deutsche Discounter Lidl hält den Spitzenschwinger Christian Stucki (198 cm, 140 kg) unter Vertrag, um der Marke, wie Lidl selber verbreitet, «mehr Swissness» zu verleihen.

«Ich schwinde und bin schwul»

Vor drei Jahren drehte der ehemalige Zürcher Punkmusiker Beat Schlatter den Film «Hoselupf» über einen Städter, der sich aufmacht, die Seele des Schwingers zu ergründen. Dazu stieg er in den Schwingkeller, quälte sich im Krafraum, spuckte nach jeder Trainingsein-

heit Sägemehl. Da in der Kulturszene selbst der Hauch von SVP einem Berufsverbot gleichkommt, ordnete Schauspieler und Komiker Schlatter seine neuentdeckte Faszination für den Schweizer Nationalsport lieber gleich selber ein: «Schwingen hat etwas Punkiges», sagte er dem *Tages-Anzeiger*.

Vielleicht hat Schlatter mit diesem Fazit unfreiwillig mehr begriffen, als er ahnen konnte. In frühen Quellen taucht der heutige Nationalsport eher unter der Rubrik «Raufhandel» auf. Zudem hatte die Obrigkeit, speziell die Kirche, Mühe mit den an Feiertagen und Sonntagen stattfindenden Wettkämpfen. 1682 erlässt deshalb die Nidwaldner Regierung ein Totalverbot: Künftig soll das «unnütze und leichtfertige» Schwingen an den Kirchweihen (Chilbi) und an anderen Festtagen gänzlich untersagt sein – was die Nidwaldner allerdings nicht daran hindert, weiter dem Schwingsport zu frönen. Zum hundertjährigen Verbot 1782 versammelt sich ein Grüppchen zum «Jubiläumswettkampf»... und wird erwischt. Der Anstifter Niklaus Rorer muss zu einer Wallfahrt nach Niederrickenbach antraben. Dort soll er beichten, kommunizieren und

dann den Beichtzettel dem regierenden Landammann zum Beweis vorlegen.

Die Bergler waren zwar fromm, aber mindestens ebenso freiheitsgläubig. Wenn es nach der Kirche gegangen wäre, würden die Kühe heute nicht mehr friedlich über die Alpweiden bimmeln: Denn Glocken, so die Logik der Geistlichkeit, gehörten in den Kirchturm und nicht an eine Kuhgurgel. Die Sennen foutierten sich um diese klerikalen Anweisungen. Thomas Hürlimann erkennt darin «reaktionäres Rebellentum»: Indem die Innerschweizer an ihren althergebrachten Traditionen festhalten, geraten sie fast zwangsläufig in Konflikt mit der jeweils herrschenden Obrigkeit beziehungsweise mit deren Zeitgeist.

So bestand die Revolution im Schwingsport in erster Linie darin, nichts zu ändern. Seit Jahrzehnten gelten mehr oder weniger die gleichen Regeln und ungeschriebenen Gesetze. Arena und Sportbekleidung sind vollkommen werbefrei. Wenn die Gelenke knackten, verkneift sich der Schwinger möglichst jeden Laut. Noch ist kein Augenbrauenzupfer im Teilnehmerfeld auszumachen. Wir warten gespannt auf den Tag, an dem die erste Antidiskriminierungsbeauftragte eine Coming-out-Debatte für den Schwingsport fordert, im Stil von «Ich schwinde und bin schwul».

Ruth Dreifuss wird ausgepiffen

1977 erschien eine kleine Schrift über «Denkwürdige Schwingfeste» und «Unvergessene Schwinger». Im Vorwort dringt die Verbitterung des Autors durch über die «grosse Zahl von Zeitgenossen», die keinen Sinn mehr hätten für «die moralische Kraft», die in unserem Nationalsport stecke. Es ist die Zeit der intellektuellen Selbstdemontage der Schweiz, die bis in die Bergier-Zeit Mitte der neunziger Jahre anhält. Doch der rebellische Geist überdauert. Am Eidgenössischen in Chur 1995 dreht Sportministerin Ruth Dreifuss (SP) ihre Rede in ein europapolitisches Plädoyer. Ein Alleingang der Schweiz in Europa sei ebenso undenkbar, «wie wenn ein Schwinger allein im Ring kämpfen will». Das sonst ausgesprochen zurückhaltende Schwingerpublikum piff die Bundesrätin aus.

Zum Abschluss des Festaktes kam noch ein Politiker – und Hauptsponsor des Anlasses – zu Wort: SVP-Nationalrat Christoph Blocher, Patron der Ems-Chemie mit Sitz im bündnerischen Domat/Ems. Auch er schlägt eine Brücke zum Nationalsport: Der Schwinger vertraue auf die eigene Kraft, gehe den Schwierigkeiten nicht aus dem Weg, sondern versuche sie zu überwinden. Zum Schluss fordert Blocher Politiker und Wirtschaftsführer auf, wie im Schwingen auf die eigene Kraft zu vertrauen: «Indem wir in grosse Gebilde eintreten, lösen wir keine Probleme.» Die Arena jubelte ihm zu. In Burgdorf wäre es wohl nicht anders. ○

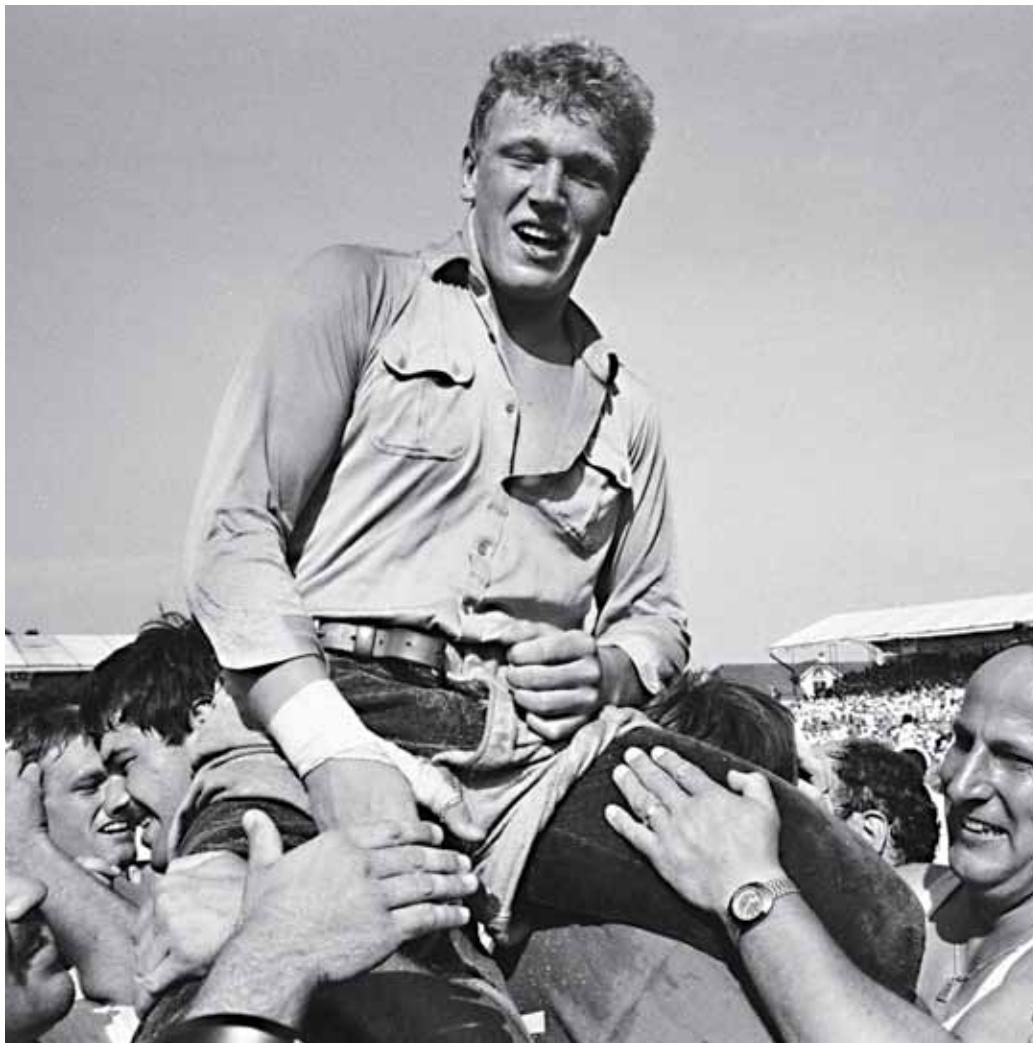


Schwinget 2013.

Titanen, Triumphe und Skandale

Sport, Kultur, Politik und Patriotismus verschmelzen nur noch bei der Super Bowl in den USA zu einer so faszinierenden Mischung wie beim Schlussgang des Eidgenössischen Schwingfestes.

Von Klaus Zaugg



Jugendliche Unbeschwertheit: Überraschungssieger Käser, 1989 in Stans.

Die Super Bowl ist das alljährliche Endspiel um die US-Meisterschaft im Football. Es ist viel mehr als Sport. Bei der Super Bowl inszeniert und feiert sich das wahre Amerika. Der Schlussgang ist der Höhepunkt des alle drei Jahre stattfindenden Eidgenössischen Schwingfestes. Die Vollendung eines zweitägigen Dramas im Sägemehl am späten Sonntagnachmittag, eine kraftvolle Entfaltung schweizerischen Brauchtums und viel mehr als Sport. Beim Eidgenössischen inszeniert und feiert sich die wahre Schweiz. Am Wochenende werden beim Eidgenössischen in Burgdorf an den zwei Tagen 250 000 Besucherinnen und Besucher erwartet.

Es sind schicksalhafte Momente für die Beteiligten, diese Schlussgänge. Es geht manchmal fast um zu viel. Zwischen 1937 und 1950 fällt nur gerade an zwei Eidgenössischen im finalen Hosenlupf eine Entscheidung.

Viermal wird gestellt (Unentschieden). Am 23. Juli 1950 endet der Sägemehl-Final zum bisher einzigen Mal gar in einem Skandal. Der Kampf zwischen den jahrelangen Erzrivalen Peter Vogt und Walter Flach wird nach 35 ereignisarmen Minuten unentschieden abgebrochen. Die Krone wird wegen «mangelndem Kampfgeist» (so der Chronist) nicht vergeben. Was bei Vogt einen Wutanfall auslöst. Zeitzeugen berichten, der bärenstarke Böse sei richtig böse geworden und habe im Zorn den Kranz zerrissen. Eine Ungeheuerlichkeit, die nicht ohne Folgen bleibt: Er wird dafür ein Jahr lang für sämtliche Schwingfeste gesperrt.

Nach dem Skandal von Grenchen wird das Eidgenössische 51 Jahre lang vor missglückten Schlussgängen verschont. Erst 2001 in Nyon kommt es wieder zu einem Kampf ohne Ergebnis: Arnold Forrer und Jörg Abderhalden

stellen nach 20 Minuten. Der Zentralvorstand des Verbandes entscheidet, ob nach einem Gestellten im Schlussgang der Königstitel trotzdem vergeben wird. Anders als 1950 wird nach einem ergebnislosen Schlussgang ein König ausgerufen: Arnold Forrer. 2004 in Luzern fällt wieder keine Entscheidung: Jörg Abderhalden wird nach einem Gestellten gegen Thomas Sutter trotzdem zum König gekrönt. Längst haben die Medien das Schwingen entdeckt, der König ist, anders als 1950, eine nationale Berühmtheit, und das Schwingen kann es sich ganz einfach nicht leisten, die drei Jahre bis zum nächsten Eidgenössischen den Thron nicht zu besetzen.

Gang zum Brunnen

In die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts fallen die besten Schlussgänge. Unvergessen natürlich der Schlussgang vom 14. August 1966 in Frauenfeld. Rekrut Rudolf Hunsperger entthront König Karl Meli bereits nach zwei Minuten. Und welches ist der beste Schlussgang aller Zeiten (seit 1895)? Keine Frage: Adrian Käser gegen Eugen Hasler am 20. August 1989 in Stans. Ein Höhepunkt nicht nur der Schwing-, sondern der Schweizer Sportgeschichte. Es ist ein glühend heisser Sonntag. Der krasse Aussenseiter Käser, erst kürzlich achtzehn geworden, steht aussichtslos im Schlussgang. Und gewinnt.

Es lohnt sich, vor Burgdorf 2013 noch einmal die Erinnerung an Stans 1989 aufzufrischen. Der junge Käser, ein risikofreudiger Schwinger, unbekümmert, gelassen, beherrscht, ruhig und selbstsicher, hat nichts zu verlieren. Er ist seinem um sechs Jahre älteren Gegner Eugen Hasler an Gewicht, Grösse und Erfahrung weit unterlegen. Einzige Pluspunkte: seine jugendliche Unbeschwertheit und seine relative Frische am Ende eines heissen Tages. Er wird nicht mit einer technischen Finte oder dank grösseren Kraftreserven gewinnen. Sondern weil er das Selbstvertrauen eines Königs hat und seinen Gegner mental «zerstört».

Käser hat den wuchtigen ersten Angriffsversuchen des haushohen Favoriten getrotzt. Mitten im Schlussgang legt Eugen Hasler, leicht am Mund verletzt, eine taktische Kampf- und Verschnaufpause ein und begibt sich zur Erfrischung an den Brunnen am Rande des Kampffeldes. Käser macht in dieser psychologisch alles entscheidenden Phase instinktiv und mit erstaunlicher Nervenkraft das Richtige: Auch er geht, unbeeindruckt und gemesse-

nen Schrittes, stolz und zielbewusst, als wäre er der König, zum Brunnen, an dem sich sein Gegner eben retabliert, kühlt sich ab und begibt sich, ohne den Kontrahenten eines Blickes zu würdigen, als Erster wieder in den Sägemehrling zurück. Dort wartet er in provozierender, herausfordernder Haltung auf Hasler.

In diesen Sekunden gewinnt Käser den Schlussgang. Denn in diesem Augenblick hat er seinem Gegner signalisiert, dass er Herr der Lage, König des Sägemehlrings ist. Käser gewinnt in der 10. Minute durch Gammen und Überdrücken. Ein Schlussgang, der an Spannung und Dramatik vielleicht nie mehr überboten werden kann. Mehr noch: Adrian Käser ist der erste moderne Schwingerkönig. Jugendlich, cool und doch traditionsbewusst, schaffte er als Erster den Brückenschlag zwischen Brauchtum und Moderne, Pop und Ländler, Stadt und Land, Kühermutz und Jeans.

Verletzliches Gemüt

Erst im Schlussgang eines Eidgenössischen kann einer ein Titan werden, dessen Heldentaten von Generation zu Generation überliefert werden. Ja, die ungeschriebenen Gesetze des Schwingens wollen es inzwischen so, dass einer, der einen Schlussgang verliert, mit einem Fluch belegt wird und nie mehr König werden kann. Den Thron haben viele verteidigt: beispielsweise Karl Meli (König 1961 und 1964), Rudolf Hunsperger (1966, 1969 und 1974), Ernst Schläpfer (1980 und 1983) oder Jörg Abderhalden (1998, 2004 und 2007). Aber wer im Schlussgang unterliegt, kehrt nie mehr auf den Thron zurück. Karl Meli erholte sich von der Schlussgangniederlage von 1966 (gegen Hunsperger) ebenso wenig wie Ernst Schläpfer (Schlussgangniederlage 1986 gegen Harry Knüsel). Geni Hasler, einer der Bösesten aller Zeiten, konnte nie König werden. Er verlor den Schlussgang 1989 und 1995. Jörg Abderhalden kehrte zurück auf den Thron, weil er 2002 den Schlussgang eben nicht verloren, sondern den Titel durch einen Gestellten vorübergehend verloren hatte.

Die Geschichte von Jörg Schneider, dem Schlussgangverlierer von 1992, endete gar in einer Tragödie. 1977 wird der Basler mit fünfzehn Jahren in Basel der jüngste Schwinger, der je beim Eidgenössischen einen Kranz gewinnt. Es ist der Beginn einer grossen Karriere. 1992 greift er in Olten im Schlussgang gegen Silvio Rüfenacht nach der Krone und verliert. Am 29. März 1998 scheidet er im Alter von 37 Jahren nach einem Familienfest freiwillig aus dem Leben. Die Titanen, die Bösen, das zeigt sich hier, sind eben nicht einfach gross und stark und unbekümmert. Ihr Gemüt kann ebenso verletzlich oder gar noch anfälliger und weicher sein als das von scheinbar weniger robusten Naturen. ○

Brauchtum

Wie im Schwingen gemischt wird

Das Einteilungskampfgericht ist das wichtigste Gremium am Eidgenössischen.



Wer gegen wen? Frauenfeld, 2010.

Um dieses Gremium ranken sich mehr Legenden als um das FBI. Seine Sitzungen sind geheimer als jene des sowjetischen Politbüros. Und es beeinflusst seinen Sport stärker als Bernie Ecclestone die Formel 1. Dabei heisst es wie eine Unterabteilung des Bundesamtes für Statistik: Einteilungskampfgericht. Diesem Gremium verdankt das Schwingen die Attraktivität. Und den Ruf, es werde gemischt und gemauschelt.

Wenn in einem Kampfsport der Sieger aus über 200 Einzelkämpfern am Abend des zweiten Tages feststeht, wenn die Spannung während der zwei Tage auftauen und sich schliesslich im Schlussgang entladen soll, dann muss eben eingeteilt werden. Wer gegen wen kämpft, entscheidet das Einteilungskampfgericht. Sechs Männer sitzen beim Eidgenössischen Schwingfest in Burgdorf in diesem Gremium. Die technischen Leiter der fünf Teilverbände Bern, Nordostschweiz, Südwestschweiz, Nordwestschweiz und Innerschweiz plus der technische Leiter des eidgenössischen Gesamtverbandes. Diese Männer sind Rivalen. Sie vertreten die Interessen ihres Teilverbandes. Sie versuchen alles, um zu erreichen, dass ihre Schwinger möglichst einfache Gegner erhalten. Diese Einteilung läuft nach zwei einfachen Grundsätzen ab. Erstens: Es sollen immer die Bes-

ten, jene mit den meisten Punkten aus den bisherigen Kämpfen, gegeneinander antreten. Zweitens: So lange wie möglich sollen es aber nicht zwei Schwinger aus dem gleichen Teilverband sein. Um die Paarungen der zweiten Ranglistenhälfte gibt es kaum je eine Diskussion. Gefeilscht wird nur um die für den Ausgang des Festes entscheidenden Kämpfe. Der Präsident schlägt die Paarung vor, die Mitglieder des Einteilungskampfgerichtes können Einwände erheben.

Der Riese fällt

Nur selten ist ein Schwinger so stark, so überlegen, dass er ein Eidgenössisches gewinnt, egal, welche Gegner ihm das Einteilungskampfgericht zuweist. Unbesiegbare sind rar. Schwinger sind nicht in Gewichtsklassen unterteilt. Je nach Grösse, Gewicht, Kraft und Beweglichkeit bevorzugen sie völlig unterschiedliche Kampfstile. Es gibt Gegner, die einer aufgrund seiner Kampfweise einfach nicht besiegen kann, andere, die ihm dafür perfekt liegen.

Stans 1989 bleibt das klassische Beispiel, wie ein Eidgenössisches durch die Einteilungskampfrichter entschieden worden ist. Im Schlussgang wird der Favorit Eugen Hasler sensationell von Adrian Käser besiegt. Es ist eine logische Sensation. Für die Berner sitzt Metzgermeister Heinz Seiler im Einteilungskampfgericht. Käser befindet sich nach dem ersten Tag lediglich auf dem 65. Rang. Er hat im fünften und sechsten Gang leichte Gegner, punktet und liegt am Sonntag plötzlich in der Spitzengruppe. Klar ist, dass Käser nun einen starken Gegner bekommen muss. Es gäbe einen ganz unangenehmen, den ungelungenen Zwei-Meter-Riesen Clemens Jehle. Der ehemalige Judoka ist technisch unbeholfen, aber so kräftig, dass er jedem einen Gestellten (ein Unentschieden) abtrotzen kann. Die Vertreter aus der Südwest-, Nordwest- und Innerschweiz im Einteilungskampfgericht sträuben sich, ihre Favoriten gegen Jehle antreten zu lassen.

Der schlaue Seiler aber hat nichts dagegen, seinen Käser gegen Jehle laufen zu lassen. Er weiss, dass der technisch brillante Käser den Riesen Jehle leichter fällen kann als einen technisch starken Gegner. Und dann ist der Schlussgang möglich. Käser fällt Jehle wie einen Baum, zieht in den Schlussgang ein und wird als 18-Jähriger der jüngste Schwingerkönig der Geschichte. Klaus Zaugg

Versuch über den Selbstmord

«Wir reden am häufigsten über Selbstmord, wenn sich eine bekannte Persönlichkeit das Leben nimmt. Selbstmord, den wir als die selbstsüchtigste aller Handlungen empfinden, löst in uns stärkere Gefühle aus als Mord», schreibt der kanadische Philosophieprofessor *Clancy Martin* im folgenden Aufsatz.

Nachdem sich der vielbewunderte amerikanische Schriftsteller David Foster Wallace 2008 das Leben genommen hatte, schrieb seine Kollegin Mary Karr in einem Gedicht unter dem Titel «Jeder Selbstmörder ist ein Arschloch»: «Es gibt einen guten Grund, warum ich nicht Gott bin. Denn ich würde jeden grausam totschlagen, der sich umbrachte.»

Ich bin nicht für Selbstmord. In meiner Kindheit habe ich jahrelang besessen darüber nachgedacht. Zu meinen frühesten Erinnerungen, ich muss drei oder vier gewesen sein, gehört der Gedanke, mich vor einen Bus zu werfen. Nicht weil ich herausfinden wollte, was passiert, sondern weil ich zu wissen meinte, was passieren würde: Ich würde nicht mehr leben müssen. Ich habe den Verdacht, dass es ein Suizid-Gen gibt. Mein älterer Bruder sagte ebenfalls, er habe sich seit frühester Kindheit mehrmals umbringen wollen. Mein Stiefbruder Paul sprang von einem der höchsten Gebäude Calgarys, als ich sieben war. Ich wünschte, er wäre noch hier. Ich selber habe einen Selbstmordversuch unternommen, der glücklicherweise scheiterte.

Die Meinung des Buddhisten

Wir wissen, dass Selbstmord oft «in der Familie liegt»: Drei von vier Brüdern des österreichischen Philosophen Ludwig Wittgenstein brachten sich um. Er selber zog den Gedanken daran mehrmals in Betracht, trotz des enormen finanziellen und intellektuellen Reichtums seiner Familie und der Privilegien, die sie in der Wiener Gesellschaft genoss.

Vor wenigen Monaten war ich mit einem buddhistischen Mönch, einem pensionierten Feuerwehrmann, in den Bergen. Er erzählte mir, er habe drei Mal versucht, sich umzubringen. Ich erzählte von meinem unglücklichen Versuch. Er sagte: «Wir gehören zum beschämendsten aller Klubs. Wir haben es nicht einmal geschafft.» Er hatte recht. Die Leute sind wütend auf einen, der sich das Leben genommen hat, und sie verachten die, die bei dem Versuch scheiterten.

«Was ist mit deiner Frau, deinen Eltern, deinen Kindern?», möchten wir einem Mann mit Selbstmordabsichten zurufen. Hier liegt das dunkelste Paradox jener seelischen Finsternis: Die Bereitschaft des Selbstmörders, das Glück seiner Familie zu opfern, ist genau der Punkt, der ihm als Beweis dafür dient, dass er zu den Menschen gehört, die denjenigen, die sie lie-

ben, durch ihr Weiterleben auf Dauer schaden werden. Das klingt wie die verachtenswerteste Form von Selbstmitleid. Aber wir können depressiven Menschen mit Selbstmordabsichten nicht vorwerfen, dass sie zu selbstmitleidig sind: Selbstmitleid ist symptomatisch für einen Geist, der nicht mehr länger fähig ist, seine Existenz zu ertragen. «Ja, ich bin zu selbstmitleidig», würde der künftige Selbstmörder bereitwillig zugeben, «ich tue mir so leid, dass ich den Zustand nicht länger ertragen kann.» Man kann in Selbstmitleid ertrinken, aber das Wissen, dass Selbstmitleid moralisch tadelnswert ist, macht die Dinge nicht besser. Es macht sie schlimmer.

Dass Selbstzerstörung moralisch verwerflich sein soll, weil es ein selbstsüchtiger Akt ist, scheint, wenn nicht paradox, so doch zumindest etwas seltsam. Denn wenn es etwas gibt, worauf der Mensch einen Anspruch hat, nur

Die Unfähigkeit, offen über Selbstmord zu reden, richtet grossen Schaden an.

ein einziges Recht, das ihm zusteht, dann müsste es das Recht auf sein Leben sein. Dieses Recht, wird oft argumentiert, sei nichts als eine notwendige Voraussetzung für alle anderen Rechte, auf die man Anspruch erheben kann. Aber macht es Sinn, zu sagen, dass ich ein Recht auf Leben habe, wenn mir nicht auch zugestanden wird, dieses Leben zu beenden, wann und wie es mir richtig scheint?

Camus, Schopenhauer, Shakespeare

Albert Camus schrieb, die einzige ernsthafte philosophische Frage sei die, ob man sich umbringen solle oder nicht. «Selbstmord», schrieb er, «ist nichts als das Eingeständnis, dass das Leben sich nicht lohnt. Natürlich ist Leben niemals leicht. Aus vielerlei Gründen, vor allem aus Gewohnheit, tut man fortgesetzt Dinge, die das Dasein verlangt. Freiwilliges Sterben hat zur Voraussetzung, dass man wenigstens instinktiv das Lächerliche dieser Gewohnheit erkannt hat, das Fehlen jedes tieferen Grundes zum Leben, die Sinnlosigkeit dieser täglichen Betätigung und die Nutzlosigkeit des Leidens.»

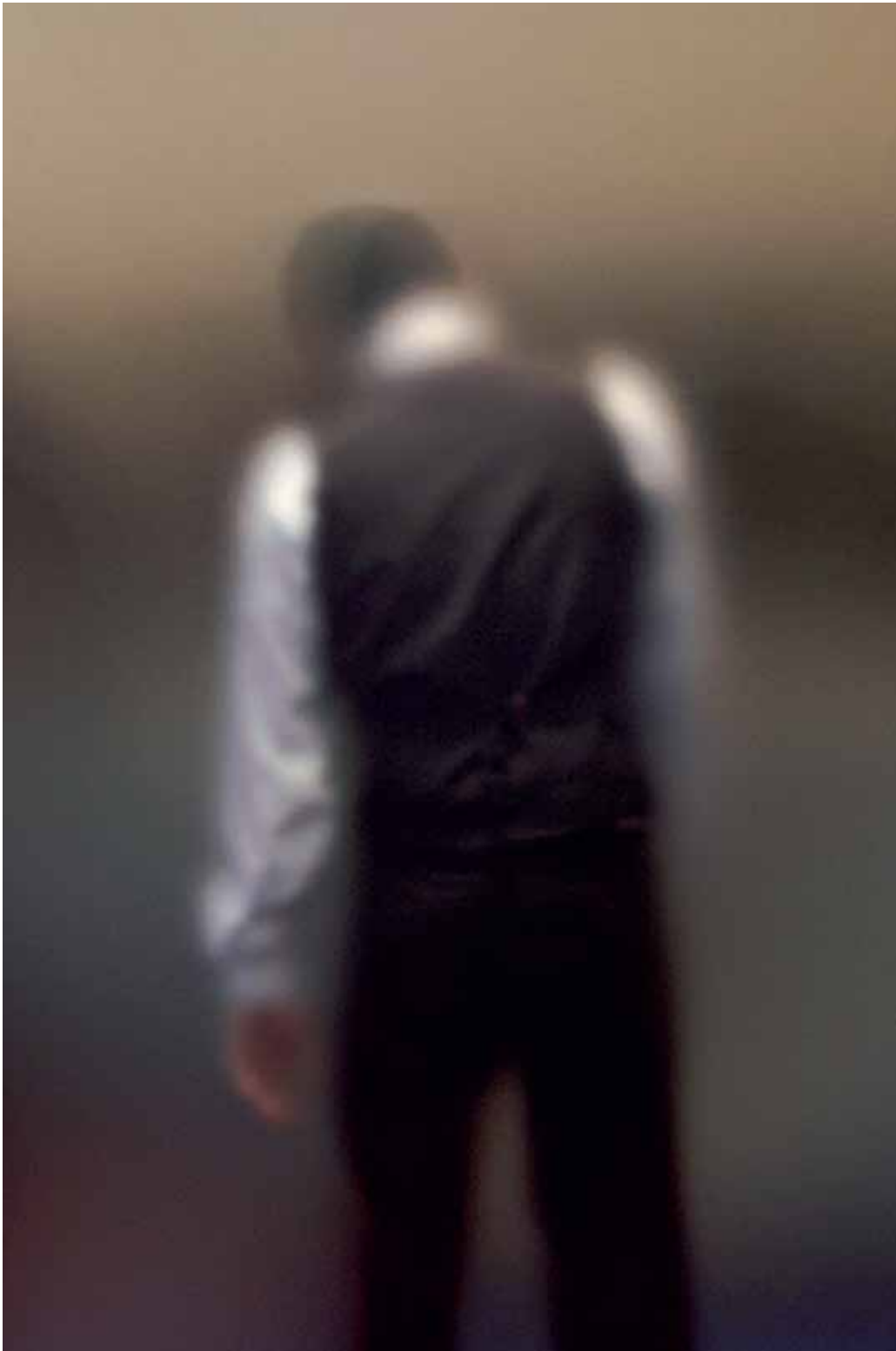
Camus' Folgerung, dass gerade die Sinnlosigkeit des Lebens uns zu einer störrischen Herausforderung der Rationalität des Todes provozieren sollte, ist nicht ganz befriedigend. Bis zu

einem gewissen Punkt bin ich einverstanden: Leben bedeutet, einem Universum, das sich keinen Deut um uns schert, «Fuck you!» zuzurufen. Wenn Camus schreibt: «Wir müssen uns Sisyphos als einen glücklichen Menschen vorstellen», dann wissen wir, dass der grösste Teil von Sisyphos' Glück aus dem Wissen rühren muss, dass ihm die Götter, die ihn verdammt, mit Frustration und grollendem Respekt zusehen, wenn er den verdammten Felsblock immer wieder den Berg hinaufschleibt. Sie können ihn nicht brechen. Aber wenn das Universum nicht weiss, dass ich es zum Teufel wünsche, und ich hier immer noch in meinem Leiden gefangen bin, dann werde ich über Camus' Lösung zu jenem gereizten französischen Kellner, der sich nur deswegen weigert, seinen Job aufzugeben, weil ihm seine Gäste so zuwider sind. Falls die Gäste ihn überhaupt zur Kenntnis nehmen, wissen sie nicht, warum er so griesgrämig ist. Wen bestraft er also wirklich?

Arthur Schopenhauer schrieb, dass nur in der jüdisch-christlichen Tradition der Selbstmord generell verurteilt werde, obwohl weder im Alten noch im Neuen Testament viel darüber steht. Aber da griff er etwas zu kurz: Auch Buddhismus und Hinduismus warnen vor den Gefahren und der Irrationalität des Selbstmordes, wenn er aus bestimmten Motiven begangen wurde. Für Schopenhauer war Selbstmord eine durchaus vernünftige Wahl. Warum sollte man das Elend verlängern, wenn man sich erbärmlich fühlte? Er achtete den Mut, sein Leben zu beenden, wenn man nichts Besseres damit anzufangen wusste.

Shakespeares Selbstmörder sterben für Ehre und Liebe. Und die Selbstverbrennungen buddhistischer Mönche während des Vietnamkrieges und heute in Tibet erinnern uns daran, dass Selbstmord moralisch etwas zutiefst Achtenswertes sein kann. Sich aus Protest gegen menschliche Ungerechtigkeit das Leben zu nehmen, scheint weitaus rationaler zu sein, als sein Leben als einen Protestakt gegen die Ungerechtigkeit des Universums weiterzuleben.

Wir mögen glauben, Selbstmörder drückten sich vor einer Verpflichtung, die sie der Gesellschaft gegenüber haben. Der schottische Philosoph David Hume schrieb dagegen in seiner Abhandlung über den Selbstmord: «Man setze den Fall, dass es nicht mehr in meiner Macht steht, das Interesse der Gesellschaft zu fördern, dass ich ihr eine Last bin, dass mein Leben eine andere Person hindert, der Gesellschaft viel mehr zu nützen: in solchem Fall



Viele Menschen werfen ein lebenswertes Leben weg.

muss mein Verzicht auf das Leben nicht bloss schuldlos, sondern löblich sein. Und die meisten Menschen, welche in die Versuchung kommen, das Dasein zu verlassen, sind in solcher Lage. Diejenigen, welche Gesundheit und Kraft und Ansehen haben, neigen gewöhnlich zur Zufriedenheit mit der Welt.»

Hume hält es für unwahrscheinlich, dass eine Person, die mit ihrem Schicksal zufrieden ist, sich das Leben nehmen will. Viel häufiger seien Selbstmörder, die sich – zu Recht oder Unrecht – als nutzlos oder gar schädlich für die Menschen und die Welt in ihrer Umgebung

halten. In der vielleicht berühmtesten Verteidigungsschrift des Selbstmordes in der Philosophie sagt Hume: «Ich glaube, dass noch niemand ein Leben wegwarf, das zu erhalten der Mühe wert war.» David Hume irrt. Viele Menschen haben Leben weggeworfen oder wegzuworfen versucht, das zu erhalten lohnenswert gewesen wäre. Die Wittgensteins sind ein gutes Beispiel.

Das zwingendste Argument dagegen

Was also muss getan werden? Die Unfähigkeit, offen über Selbstmord zu reden, richtet gros-

sen Schaden an. Mit etwa fünfzehn brachte ich endlich den Mut auf, meinem Vater von meinen Selbstmordwünschen zu erzählen. Ich konnte mit ihm über alles reden. Er war einer jener New-Age-Väter, die ihre Kinder in Verlegenheit brachten, indem sie immer zu allem ihre Meinung sagten. Aber als ich Selbstmord erwähnte, sagte er: «Sprich das Wort nicht einmal aus.» Ich habe drei Töchter und weiss heute, wie ihm zumute gewesen sein muss. Dennoch glaube ich, dass offene Diskussionen entscheidend sind. Mehr Amerikaner sterben durch Selbstmord als bei Autounfällen. Selbstmord durch Schusswaffen ist fast doppelt so häufig wie Mord durch Schusswaffen. Die Selbstmordrate bei Männern mittleren Alters steigt immer schneller. Als ich wegen Depressionen in Behandlung war, hat es mir sehr geholfen, mit anderen Patienten über Selbstmord zu reden. Ich sah, was für ein Verlust es gewesen wäre, wenn er ihnen gelungen wäre.

«Nichts als unglückliche Menschen»

Ein Freund sagte einmal: «Selbstmord hinterlässt nichts als unglückliche Menschen, die sich Vorwürfe machen.» Meine weise 84-jährige Psychiaterin sagte: «Denken Sie daran, welches Beispiel Sie mit einem Selbstmord geben. Für Ihre Kinder.» Es ist das zwingendste Argument gegen Selbstmord, das ich kenne: Er ist ein Beispiel – für die eigenen Kinder, aber auch für andere.

Es ist nicht so, dass wir wollen, dass Menschen Leid auf jeden Fall durchstehen müssen. Es ist nicht so, dass wir denken, Selbstmörder handelten aus moralischer Schwäche. Aber wenn wir an Menschen denken, die wir kannten und die sich umbrachten, waren es oft die Menschen, die wir am liebsten um uns hatten. Wir brauchen mehr von ihnen, nicht weniger. Depressionen können und werden sich bessern. Das Argument dafür, dass man eine Besserung erwartet, setzt voraus, dass man das Leben an sich für lebenswert hält. Ich glaube, das ist das, was Camus eigentlich sagen wollte. Soweit wir wissen, ist das Leben unsere einzige Option.

Clancy Martins Essay erschien unter dem Titel «On Suicide» im *Harper's Magazine*.
© Copyright *Harper's Magazine*

Exklusiv für Weltwoche-Leser:

Die Zusammenfassungen von «Hand an sich legen» von Jean Améry und «Wunschloses Unglück» von Peter Handke. Diese Woche kostenlos auf www.getabstract.com/weltwoche

Endstation Sehnsucht

Tausende von Frauen lassen sich jährlich von falschen Liebhabern ausnehmen, die sie im Internet kennengelernt haben. Obschon sein Ziel dasselbe ist: Mit dem klassischen Heiratsschwindler hat der moderne Liebesbetrüger nicht mehr viel zu tun. *Von Franziska K. Müller*



«Ich habe früh bemerkt, dass etwas nicht stimmen konnte.»

Die Theatermalerin Angelika Bartz verlor 20 000 Euro an einen Liebesbetrüger («Romance-Scammer»), den sie im Internet kennengelernt hatte. Sie hat ihm das Geld leichtfertig überlassen. Und es nie wieder gesehen. Wie konnte das passieren? Sie sagt, sie sei noch nie mit solcher Entschiedenheit umworben

worden. Die einmalige Situation, dass die Liebe des Mannes – zumindest anfänglich – grösser schien als ihre eigene Zuneigung, habe zu blindem Vertrauen geführt.

Angelika Bartz ist kein Einzelfall. Für die Schweiz gibt es zwar keine offiziellen Zahlen, doch in Deutschland beispielsweise hinterlas-

sen die Romance-Scammer jährlich offiziell rund 10 000 Geschädigte, die zusammen in kleineren Beträgen Millionen von Euro verlieren. Die Dunkelziffer gilt als hoch – wer will schon zugeben, einem Liebesbetrüger aufgefressen zu sein.

Auswertungen von Internet-Partnervermittlungen, die sich mit dem Phänomen befassen, zeigen, dass sich der Liebesdieb jene unerfüllten weiblichen Beziehungsansprüche zunutze macht, die man auch als unrealistisch bezeichnen könnte: Egal, ob die Frau ein Leben als Bäuerin oder Villenbesitzerin erträumt, der Liebesdieb verfolgt das gleiche Ziel und bestätigt sein Gegenüber in der gemeinsamen Verwirklichung dieser Träume.

Während die finanziell sorglose Dame von Welt, die dem klassischen Heiratsschwindler an der Strandpromenade von Cannes oder in einem Luxushotel begegnet und ihn zumindest vorübergehend als quiriligen Jungbrunnen geniessen kann, geraten die Frauen der Romanzen-Betrüger bald in der Rolle der unverzichtbaren Helferinnen.

Grausamkeiten auf der freien Wildbahn

Der Romance-Scammer tröstet über das oft zögerliche und grausame Verhalten vieler auf der freien Wildbahn hinweg. Neuzeitliche Gegebenheiten – hohe Scheidungs- und Trennungsraten sowie der Jugend- und Schönheitswahn bei der Partnersuche – spielen ihm in die Hand. Partnervermittlungen, Flirt- und Single-Plattformen analysieren den Romance-Scammer in der Zwischenzeit genau. Sie nennen ihn manipulativ, sprachgewandt und psychologisch geschickt. Diese Einschätzung ist möglicherweise als Trost für die Geschädigten gedacht, denn in Tat und Wahrheit besteht wenig Dringlichkeit, schlau oder subtil zu agieren. Manche Frauen überweisen einer Internetbekanntschaft, von der sie nicht einmal wissen, ob der Lebenslauf oder die Fotografie echt sind, nach wenigen Tagen Tausende von Franken, und wenn sich später herausstellt, dass sie einer nigerianischen Gaunerbande aufgefressen sind oder einem «zwanzigjährigen Firmenchef mit Masterabschluss», ist die Empörung gross.

Anders als der Romance-Scammer, der sein Unwesen in der Anonymität des Internets treibt, steht der klassische Heiratsschwindler im Licht der Öffentlichkeit. Er ist eine vom Aussterben bedrohte Spezies, doch gibt es sie weiterhin, wie der Skandal um die deutsche

Milliardärin Susanne Klatten zeigt. Die heute Fünfzigjährige sass dem jungenhaften Helg Sgarbi auf, der sie nach süßen Worten und grossen Versprechungen zu erpressen begann. Die meisten High-Class-Heiratsschwindler können auf die Diskretion jener gutbetuchten Geschädigten zählen, die den peinlichen Liebesbetrug als Fehlinvestition unter den Teppich kehren. Diesem Umstand haben sie zu verdanken, dass sie oft über Jahrzehnte hinweg ungestört agieren können.

«Lügen sind ein Kompliment»

Im Gegensatz zum neuzeitlichen Internet-Romanzen-Betrüger stammt der manierliche Heiratsschwindler oft aus dem gehobenen Mittelstand: aus einer Familie, in der der Ernährer früh verstorben ist oder sich anderweitig aus dem Staub gemacht hat. Aus Untersuchungen weiss man, dass der Heiratsschwindler sein psychologisches Geschick und seine grosse Empathiefähigkeit im Umgang mit Frauen erlernte, die ihn liebten, ihm aber auch einiges abforderten: Mütter, Tanten, Schwestern und Cousinen. Seine Rechtfertigung für Ränkespiele lautet: «Ausgefeilte und intelligente Lügen sind ein Kompliment an die Adresse jener, die über den Tisch gezogen werden.» Sein zweiter Lieblingssatz lautet: «Kleine – und grössere – Präsente erhalten die Freundschaft.» Im Austausch gegen amouröse Dienstleistungen, geistreiche Konversationen, ein elegantes Auftreten, geschliffene Manieren sowie einen etwas schwülstigen Sinn für Romantik lässt sich der amouröse Hochstapler Geschenke aushändigen, anfänglich in Form von luxuriösen Statussymbolen, die seiner oft jungenhaften Erscheinung Seriosität verleihen sollen. Er kann sich meist auf die Grosszügigkeit jener Damen der feinen Gesellschaft verlassen, die den Umgang mit attraktiven Tauschgeschäften und den damit verbundenen Lügen bestens kennen und schätzen.

Nicht zu Unrecht geht der Heiratsschwindler davon aus, dass sein cleveres Gegenüber im Grunde genommen genau weiss, welches Spiel gespielt wird. Dieser Umstand vermittelt ihm

auch die moralische Legitimation, die Dame zur Überweisung grosser Geldbeträge einzuladen. Wie in jeder anderen Liebesbeziehung bahnt sich manchmal Unfriede an, worauf die Frauen plötzlich Geld und Preziosen zurückfordern. Der Heiratsschwindler – eigentlich ein subversiver Freigeist – weist dieses unfeine Anliegen mit dem Argument zurück, er lasse sich nicht erpressen – und geht dann oft zum Gegenangriff über: wie der bekannteste deutsche Heiratsschwindler, Frank Ficker, der nach seiner Festnahme behauptete, in Wahrheit hätten es die Frauen auf sein Geld abgesehen.

Zurück zum Romance-Scammer, der seine Opfer aus einem grossen Pool von einsamen Single-Frauen fischt, die, enttäuscht von der Männerwelt, auf der Suche nach der grossen und wahren Liebe sind: Je schlechter die Erfahrungen der Frauen in der Vergangenheit, je angeschlagener ihr Selbstbewusstsein und je miserabler ihre Lebenssituation, desto grösser sind seine Chancen auf einen mickrigen Erfolg.

Der Romance-Scammer kann sein Unwesen ungeduscht und in einer alten Trainerhose treiben.

Der Romance-Scammer agiert in der Regel aus der wirtschaftlichen Not heraus und nicht aus der Freude am Überfluss. Auch deshalb mangelt es seinen Aktionen an beschwingtem Übermut, an subtil ausgearbeiteten Details, weswegen die Geschädigten eines veritablen Heiratsschwindlers im Notfall behaupten dürfen, sie hätten die schlechten Absichten nicht erahnen können. Die Vorstellung, dass der Internetflirt plötzlich als Mann aus Fleisch und Blut in die Realität vordringt, eine warme Mahlzeit, Sex und anderes einfordert, ist in vielen Fällen offenbar weitaus verstörender als die Ungewissheit darüber, mit wem man es zu tun hat.

Der Romance-Scammer kann sein Unwesen ungeduscht und in einer alten Trainerhose treiben. Manchmal dauert es Wochen oder Monate, bis er zum ersten Mal physisch in Erscheinung treten muss, was seiner Sache

durchaus dienlich ist: Die Zeit hat er genutzt, um die grössten emotionalen Baustellen seines Opfers zu ergründen und es verbal mit platten Weisheiten, Liebesschwüren sowie plump erlogenen Lebensgeschichten zu umgarnen. Laut Experten führt die Distanz zum grossen Unbekannten dazu, dass sich das Sehnsuchtpotenzial der Frauen stetig vergrössert. Kommt es endlich zu einer Begegnung, lässt sich ein entflammtes weibliches Herz weder vom wenig attraktiven Aussehen des Gegenübers abschrecken noch vom Treffpunkt in der schäbigen Kneipe oder im Fussballstadion.

Ersparnisse in der Aldi-Tüte

Frauen, die ihre Illusionen in Bezug auf die Männerwelt beinahe begraben haben, behaupten trotzig, dass sie auf einen schwülstigen Heiratsschwindler vom Kaliber eines Helg Sgarbi niemals hereingefallen wären: Nicht Aussehen, Reichtum und Eleganz entscheiden über das Liebesglück, sondern die Aufmerksamkeit, die Verbindlichkeit, mit denen ihnen der Mann begegnet. Die diesbezüglichen Ansprüche sind bescheiden, wie die Aussagen der Geschädigten zeigen: «Wenn ich die Wäsche aufhängte, hielt er mir den Korb», oder: «Er trug ein weisses Hemd, wenn ich es wünschte» oder: «Er war anständig mit den Kindern».

So nichtsahnend, wie der Betrüger glaubt, dass sie seien, sehen sich die wenigsten Frauen. Angelika Bartz sagt, sie habe durchaus geahnt, dass es sich um einen Betrüger handeln könnte. Auch eine andere Geschädigte, Bernadette Bauer (Name gändert), sagt im Gespräch, «ich habe früh bemerkt, dass etwas nicht stimmen konnte». Trotzdem liess sie sich täuschen. Als der vermeintliche Liebhaber mit einem grösseren Geldbetrag verschwand, unternahm sie alles, um erneut mit ihm in Kontakt zu treten. Sie verzieh ihm den Vertrauensbruch und liess sich erneut auf die Beziehung ein. Wenige Monate später verschwand der Mann auf Nimmerwiedersehen mit einem Kuss und einer Aldi-Plastiktüte in der Hand. Darin befanden sich sämtliche Ersparnisse Bauers, die sich nun als unverbesserliches Opfer bezeichnet. O

HIGHLIGHTS DER WOCHE

2011
Cincuenta y Cinco - Bodega Chacra
CHF 42.10

2010
Treinta y Dos - Bodega Chacra
CHF 70.20

2011
Le Difese - Tenuta San Guido
CHF 19.45

2010
Guidalberto - Tenuta San Guido
CHF 28.10

2010
Sassicaia - Tenuta San Guido
CHF 135.00

Preis pro Flasche inkl. MwSt. / 75cl, Zwischenverkauf vorbehalten.
Franko Melano, Transport nicht im Preis enthalten.

DIE WEINE DER FAMILIE SASSICAIA



2010
BARRUA
AGRICOLA PUNICA
(SARDINIEN - ITALIEN)
CHF 28.10



2011
MONTESSU
AGRICOLA PUNICA
(SARDINIEN - ITALIEN)
CHF 16.20



2011
BARDA PINOT NOIR
BODEGA CHACRA
(PATAGONIEN - ARGENTINIEN)
CHF 20.50



ARVI
THE SWISS BANK OF
FINE AND RARE WINES

ARVI SA
Via Pedemonte 1
CH-6818 Melano
T 091 649 68 88
F 091 648 33 75
info@arvi.ch
WWW.ARVI.CH

«Irgendwo hört Transparenz auf»

Welche Konsequenzen zieht die ETH Zürich aus der Plagiatsaffäre um Doris Fiala? Wie steht es um die Qualität des Weiterbildungsangebots der Hochschule? Und warum lässt die Schule Informationen vom Internet verschwinden? ETH-Rektor Lino Guzzella nimmt Stellung. *Von Alex Reichmuth*

Herr Guzzella, Doris Fiala hat in ihrer Abschlussarbeit des Weiterbildungslehrgangs «Security Policy and Crisis Management» (SPCM) aus fremden Texten abgeschrieben. Trotz der vielen Plagiatsstellen erhält die FDP-Nationalrätin nun von der ETH eine zweite Chance und kann eine neue Arbeit schreiben. Warum?

An der ETH Zürich gilt die Regel, dass jede Person eine zweite Chance bekommt, wenn sie eine Prüfung nicht besteht. Das gilt auch, wenn eine Arbeit Plagiate enthält und darum aberkannt wurde, wie im Fall von Frau Fiala. Es gibt keinen Grund, sie anders zu behandeln als alle anderen Studierenden an unserer Hochschule.

Aber Fiala ist doch bewusst vorgegangen. Es ist ja kaum vorstellbar, dass eine erfahrene nationale Politikerin wie sie nicht weiss, dass man für eine Abschlussarbeit nicht einfach seitenweise aus fremden Texten kopieren kann.

Das externe Gutachten, das wir in Auftrag gaben, kam zum Schluss, dass Frau Fiala fahrlässig, aber nicht vorsätzlich gehandelt hatte. Sie ist nicht Akademikerin und hatte wohl zu wenig Kenntnisse, wie man in einer Arbeit korrekt zitiert. Wir hätten sie in diesem Punkt besser informieren müssen. Die ETH war dafür zugegebenermassen zu wenig sensibilisiert. Wir haben nun aber Massnahmen getroffen, damit sich ein solcher Fall möglichst nicht wiederholt. Zum Beispiel vermitteln wir allen Studierenden das korrekte Zitieren in speziellen Kursen. Zudem wollen wir den «Zitier-Knigge» besser bekannt machen – ein Büchlein, das das korrekte Zitieren erläutert. Und wir werden bei schriftlichen Arbeiten von allen Studierenden eine schriftliche Erklärung verlangen, gemäss der sie ihre Arbeit selbständig und ohne fremde Hilfe geschrieben haben.

Die ETH gibt Fiala darum eine zweite Chance, weil sie eine Person mit viel Einfluss in der Politik ist.

Nein. Ich habe darauf geachtet, Frau Fiala gleich zu behandeln wie alle anderen Studierenden.

Fiala hat ihre Arbeit ins Internet gestellt, noch bevor die Plagiate bekannt wurden. Das gefiel der ETH wohl gar nicht.

Warum nicht? Fiala ist Urheberin ihrer Arbeit und kann diese veröffentlichen, wenn sie das will.



«Wir nahmen die Namen vom Netz, um die Absolventen zu schützen»: Hochschulleiter Guzzella.

Aber die ETH hat allen Teilnehmern des Kurses SPCM schriftlich und mündlich eingebläut, sie dürften ihre Abschlussarbeit nur dann veröffentlichen, wenn diese mit der Note 5 oder höher bewertet wurde. Und Fialas Note war tiefer als 5. Warum gab es diese Anweisung?

Abschlussarbeiten gehören zwar grundsätzlich nicht ins Internet, sofern es nicht Dissertations- oder Habilitationsarbeiten sind. Aber es war tatsächlich nicht geschickt, die Kursteilnehmer aufzufordern, ihre Arbeiten nicht zu veröffentlichen. In Zukunft wird das nicht mehr vorkommen. Die Aufforderung war, dass nur Arbeiten mit einer Note unter 5 nicht veröffentlicht werden sollten. Gab es da etwas zu verbergen?

Nein. Aber jede Hochschule hat natürlich ein Interesse daran, vor allem die guten Arbeiten in den Vordergrund zu stellen. Ganz abgesehen von den Plagiaten weist Fialas Abschlussarbeit auch offensichtliche Mängel auf, die den Gutachtern der Arbeit sofort hätten auffallen müssen. Die Quellenangaben sind viel zu ungenau, sofern es überhaupt welche gibt. Und es fehlt eine der Arbeit zugrunde liegende klar umrissene Fragestellung. Warum wurde die Arbeit ursprünglich überhaupt gutgeheissen?

Sie müssen beachten, dass dieser zweijährige Lehrgang nur ein Weiterbildungskurs ist. Viele Teilnehmer kommen nicht aus dem akademischen Betrieb, sondern aus der Praxis. Sie sollen bei uns etwas lernen, was sie in der Praxis anwenden können. Die Anforderungen in diesem Lehrgang sind darum nicht vergleichbar mit denjenigen, die bei einem Vollzeitstudium an der ETH gelten. Fialas Gutachtern fiel zwar auf, dass ihre Arbeit gewisse Mängel aufweist, wie Sie es angesprochen haben. Die Arbeit war aber gut genug, um akzeptiert zu werden. Dass sie Plagiatsstellen enthält, kam ja erst später heraus.

Die Absolventen dieses Lehrgangs erhalten immerhin einen Mastertitel der ETH Zürich. Es schadet doch dem Ruf der Hochschule, wenn die Anforderungen so tief sind.

Die Absolventen bekommen einen Master of Advanced Studies verliehen, nicht einen Master of Science wie in einem Hauptstudiengang. Das ist also kein akademischer Grad, der zu einem Doktorat befähigt. Trotzdem sind Weiterbildungskurse, wie wir sie anbieten, keinesfalls minderwertig. Im Gegenteil. Über solche Weiterbildungen kann Fachwissen ausserhalb des akademischen Kreises verbreitet werden. Das ist enorm wichtig für unser Land. Der Ruf der ETH ist keinesfalls in Gefahr. Wir haben ein hervorragendes Niveau in Lehre

und Forschung und geniessen international grosse Anerkennung, auch weiterhin. Aber natürlich läuft an einer Hochschule, wie wir eine sind, nicht immer alles optimal. Wo viel Licht ist, gibt es auch Schatten.

Wenn diese Weiterbildungen so wichtig sind: Warum darf die Öffentlichkeit denn nicht wissen, wer den Lehrgang SPCM absolviert hat und wie die Titel der Abschlussarbeiten lauten? Noch bis vor kurzem waren diese Informationen auf der Internetseite der ETH aufgeschaltet. Jetzt aber sind sie verschwunden.

Listen von Master- oder Bachelorarbeiten sind grundsätzlich nicht öffentlich und gehören nicht ins Netz.

Aber wie gesagt, die ETH selber hatte diese Informationen bis Juli im Netz.

Das war darum der Fall, weil es sich eben um einen Weiterbildungslehrgang handelt, der nach aussen orientiert ist. Das Interesse der Medien an dieser Weiterbildung ist nun aber mit der «Affäre Fiala» sehr gross geworden. Wir nahmen die Namen vom Netz, um die Absolventen zu schützen.

«Die ETH erzielt mit Weiterbildungen keinerlei finanziellen Gewinn.»

Ist es denn eine Schande, an der ETH studiert zu haben?

Sicher nicht. Unser Studienangebot ist hervorragend, und es ist eine Ehre, hier studieren zu dürfen.

Verschwunden ist auch eine Internetseite, die über Karriereschritte von ehemaligen Absolventen des Lehrgangs SPCM informierte. Die ETH hat also Informationen gelöscht, mit denen sie vorher für den Lehrgang geworben hatte. Offensichtlich gibt es da etwas zu verbergen.

Nein. Ich kann verstehen, dass Sie solche Fragen stellen. Aber ich versichere Ihnen, dass es bei uns keine dunklen Machenschaften gibt, wie Sie es suggerieren. Wir wollten einfach nicht, dass die Absolventen in den Medienrummel geraten.

Die Geheimniskrämerei wäre noch nachzuvollziehen, wenn es um die Ausbildung von Privatpersonen auf deren eigene Rechnung ginge. Doch fast zwei Drittel der Absolventen des Weiterbildungslehrgangs SPCM sind Berufsoffiziere. Ihre Kursteilnahme wird vom Bund finanziert, also mit Steuergeld. Pro Teilnehmer sind es 60 000 Franken.

An diesem Lehrgang nehmen auch immer wieder Zivilpersonen teil. Aber in der Tat investiert der Bund bei diesem Masterlehrgang in militärische Führungskräfte. Das bedeutet nicht, dass alles im Zusammenhang mit diesem Lehrgang öffentlich sein muss. Irgendwo hört Transparenz auch auf.

Aber über die Qualität dieses öffentlich finanzierten Kurses darf doch diskutiert werden.

Wir verweigern uns der Diskussion nicht. Ich versichere Ihnen, dass die Qualität dieses Lehrgangs sehr hoch ist. Und dass die Zusammenarbeit mit dem Bund bestens läuft.

Wirklich? Jedenfalls hat Armeechef André Blattmann ETH-Professor Andreas Wenger vor kurzem einen Brief geschrieben. Wenger ist verantwortlich für den Weiterbildungslehrgang SPCM. Wie man aus Kreisen der ETH erfährt, soll sich Blattmann im Brief besorgt über die Affäre Fiala und den Ruf der ETH gezeigt haben. Wie hat die Hochschule auf das Schreiben reagiert?

Über den Inhalt dieses Briefs kann ich nichts sagen, weil er nicht an mich gerichtet war. Wir sind aber daran, die Fragen zu klären, die im Brief aufgeworfen wurden. André Blattmann und Andreas Wenger haben sich auch schon getroffen und darüber diskutiert, wie die Qualität des Lehrgangs gesichert werden kann.

Die ETH erzielt jährlich 4,7 Millionen Franken Umsatz mit Weiterbildungsangeboten im Masterbereich. Bestehen da nicht Anreize, möglichst viele Kursteilnehmer zu bekommen und die Hürden entsprechend tief zu halten?

Nein. Beachten Sie bitte die Proportionen. 4,7 Millionen sind weit weniger als ein Prozent des Budgets unserer Schule. Wir führen diese Weiterbildungslehrgänge durch, weil wir einen gesetzlichen Auftrag dazu haben und es ein nationales Interesse daran gibt, dass solche Lehrgänge stattfinden – aber nicht, damit wir damit verdienen können. Die ETH erzielt mit Weiterbildungen keinerlei finanziellen Gewinn.

Bis im letzten Frühling aber konnten Dozenten, die eine Weiterbildung anboten, damit ihr Gehalt aufbessern. Das sind doch finanzielle Anreize.

Stimmt. Das war problematisch. Ich bin nun seit einem Jahr Rektor dieser Schule. Ich habe im letzten März der Schulleitung ein neues Reglement zur Bewilligung vorgelegt, das genau diese Anreize abstellt. Die ETH ist nun eine der wenigen Schweizer Hochschulen, die keine Zusatzhonorare für Dozenten bezahlt. Wer sich besonders für eine Weiterbildung engagiert, kann zwar noch immer bis zu 1500 Franken pro Tag verdienen. Aber dieses Geld muss zwingend in die Kasse des Instituts fliessen, an dem der Dozent arbeitet.

Lino Guzzella, 55, ist seit August 2012 Rektor der Eidgenössischen Technischen Hochschule (ETH) Zürich. Zuvor war er 19 Jahre lang Professor am Departement Maschinenbau und Verfahrenstechnik der Hochschule.



«Wie bei einem guten Kaffee»: die Stadt Zug.

Die besten Gemeinden der Schweiz

Wohlstand, Jobs, Zukunftsperspektiven – die grosse Exklusivstudie der *Weltwoche* zeigt, wo es zum Wohnen und Arbeiten am attraktivsten ist. Die Städte haben 2013 wieder zugelegt und laufen so manch kleinerer Gemeinde den Rang ab. *Von Carmen Schirm-Gasser und Kornel Stadler (Illustrationen)*

Eigentlich war es längst überfällig. Doch nun, erstmals, hat es eine Stadt geschafft. Ganz nach vorne. Und die Stadt heisst Zug. Sie ist die attraktivste Gemeinde der Schweiz. Das ist das Resultat der diesjährigen Auswertung des grossen Gemeinderatings, das im Auftrag der *Weltwoche* durchgeführt wurde. Die letzten zwei Jahre waren es kleinere Gemeinden aus dem Kanton Zug, die diesen Platz beanspruchten. Nun hat es die Hauptstadt ganz nach vorne geschafft. Was nicht so sehr überrascht, denn die 27 000-Einwohner-Stadt, eingeklemmt wie Schinken im Sandwich zwischen Zugersee und Zugerberg, aufgeräumt und herausgeputzt, hat sich zu einer globalisierten

Kleinstadt gemausert. Prosperierend. Zukunftsträchtig. Mit rekordtiefen Steuern – und einer Postkarten-Landschaft, die gefällt.

«Die Mischung macht's»

Wir haben gefragt: Wo geht es den Leuten in der Schweiz am besten? Wo wächst die Schweiz am dynamischsten? Wo sind die Jobperspektiven gut? Und die Arbeitswege kurz? Erstellt wurde die Exklusivstudie vom Zürcher Beratungsunternehmen IAZI, unter der Leitung von Donato Scognamiglio, Honorarprofessor an der Universität Bern und Geschäftsführer von IAZI. Es ist der mit Abstand umfangreichste Leistungs-Check für alle Kommunen der

Schweiz. Untersucht werden sämtliche Ortschaften mit mehr als 2000 Einwohnern, 893 an der Zahl. Für jede Gemeinde werden zwanzig Einzelindikatoren erhoben, die wirtschaftliche und soziale Entwicklungen aufzeigen, etwa die Arbeitslosenquote, Steuerbelastung, Anzahl Firmengründungen, das Bildungsniveau oder die geografische Erreichbarkeit. Diese zwanzig Einzelindikatoren werden in fünf Hauptkategorien zusammengefasst (siehe: «So wurde gerechnet», S. 55).

«Die Mischung macht's. Wie bei einem guten Kaffee», sagt der Zuger Stadtpräsident Dolfi Müller. Und meint damit das Rezept, das der Stadt den Erfolg brachte. Zu diesem gehö-



Immobilien

«Keine wesentlichen Preissenkungen»

Donato Scognamiglio vom Beratungsunternehmen IAZI glaubt nicht, dass die Preise für Wohneigentum demnächst sinken.

Herr Scognamiglio, Was macht eine attraktive Gemeinde heute aus?

Eine attraktive Gemeinde bietet ihrer Grösse entsprechend eine ausgebaute und gepflegte Infrastruktur. Dazu gehören gute Schulen, Verkehrs-, Sozial- und Gesundheitseinrichtungen ebenso wie Energie- und Kommunikationsdienstleistungen und Freizeitangebote. Zudem respektable Rahmenbedingungen für Unternehmen. Der Anteil gutausgebildeter Einwohner ist hoch, die Steuerbelastung moderat.

Lebensqualität ist ja nicht für jeden das Gleiche. Wie kamen Sie auf die Messgrössen, mit denen Sie das Rating erstellt haben?

In der Tat ist Lebensqualität sehr individuell. Entscheidend für ein gesamtschweizerisches Rating ist, dass die verwendeten Daten zuverlässig und vergleichbar sind und flächendeckend zur Verfügung stehen. Nur so können alle Gemeinden mit der gleichen Elle gemessen werden. Im Rating sind fünf Faktoren enthalten, die sich aus zwanzig verschiedenen Kriterien zusammensetzen. Damit ist das Resultat der Attraktivitätsbewertung einer Gemeinde auf breiter Basis abgestützt.

Lebensqualität bedeutet für viele auch erschwingliche Wohnungen. Gerade in Städten, die im Ranking zum Teil weit vorne liegen, sind die Preise rasant gestiegen. Wie passt das zusammen?

Man zieht dorthin, wo man sich wohl fühlt – wo es für einen attraktiv ist. Wenn mehr Personen Wohnraum in Städten nachfragen, steigen die Preise, weil das Angebot kurzfristig beschränkt ist. Zu dem Preis, zu welchem man in Schaffhausen ein Haus kriegt, erhält man in Genf gerade mal einen gedeckten Parkplatz. Gerade attraktive Gemeinden haben eine Pflicht, bezahlbaren Wohnraum auch für weniger gut Verdienende zu schaffen.

Die Immobilienpreissteigerungen wurden mittlerweile gebremst. Können wir nun sogar mit Preissenkungen rechnen?

Schweizweit rechnen wir nicht mit wesentlichen Preissenkungen im Eigenheimbereich, dies insbesondere, weil die Nachfrage aufgrund der günstigen Finanzierungssituation sowie der starken



Immobilien-Experte Scognamiglio.

Zuwanderung nach wie vor hoch ist. Höhere Risiken einer Wertkorrektur orten wir im Bereich der Renditeobjekte. Aufgrund eines eigentlichen Anlagenotstandes und der begrenzten Angebote sind die Preise sehr stark gestiegen. Ein möglicher Zinsanstieg beziehungsweise das Boomen der Aktienmärkte wird der Attraktivität der Anlageobjekte eher einen Dämpfer geben.

Wo sind die Grenzen des Ratings? Was kann nicht erhoben werden?

Das Rating bildet nur Informationen ab, die mess- und vergleichbar sind. Es gibt aber viele Dinge, die nicht in diese Kategorien fallen: Die Nähe zu Familien und Bekannten, gute nachbarschaftliche Beziehungen, ein reges Vereinsleben oder ein hübscher Dorfkern werden beispielsweise in der Auswertung nicht berücksichtigt – sie haben aber zweifelsohne einen Einfluss darauf, wie attraktiv eine Gemeinde empfunden wird.

Was ist mit den Gemeinden, die weniger als 2000 Einwohner haben? Weshalb werden diese nicht bewertet?

Gemeinden mit weniger als 2000 Einwohnern werden aus Gründen der statistischen Vergleichbarkeit aus der Analyse ausgeschlossen. So fehlen zum Beispiel für einzelne Kleingemeinden bestimmte Daten.

Donato Scognamiglio erstellt mit seinem Team seit fünf Jahren das Gemeinderating für die Weltwoche. Er ist Geschäftsführer des Beratungsunternehmens IAZI in Zürich und Honorarprofessor an der Universität Bern.

Die Fragen stellte Carmen Schirm-Gasser.

ren die vielen Unternehmen, die Wohlstand brachten und insgesamt 33 000 Arbeitsplätze schafften für 27 000 Einwohner. Ein Rekord. Wo es Jobs gibt, will man hin. «Wir machen keine aggressive Akquisition von Firmen. Wir pflegen die, die da sind. Mit einem ausgesprochenen Service-Gedanken. Der Gang zur Steuerbehörde ist bei uns kein Gang nach Canossa», sagt Müller, nennt die Steuerzahler «unsere Kunden», die man umsorge. Gleichzeitig lege man Wert auf die Pflege der Kultur und die der heimischen Bevölkerung. «Keine Bevölkerungsgruppe darf innerhalb der Gemeinde zu dominant werden. Es soll Platz haben sowohl für das kleine wie auch das grosse Portemonnaie.»

Diese Dynamik hat ihren Preis wie die täglichen Staus, mitten in der Stadt. Und einen Verdrängungseffekt, den viele spüren, wenn sie auf Wohnungssuche sind. Wurde gebaut – und das nicht gerade selten –, dann zu teuer, für Wohlhabende, nicht für die Mittelschicht. Mittlerweile hat die Politik reagiert und den Zonenplan geändert. Seither sind Grundei-



Lasten des Zentrums: Solothurn.

gentümer verpflichtet, fünfzig Prozent der Wohnungen, die neu gebaut werden, preisgünstig anzubieten. Eine überraschende Wendung, der 2009 im Parlament selbst die bürgerliche Mehrheit zugestimmt hatte.

Die Städte holen auf

Nicht nur Zug entwickelte sich positiv. Zahlreiche andere Städte holten gegenüber kleineren Gemeinden auf. Zürich verbesserte sich von Rang 53 vor drei Jahren auf Rang 44. Genf, ehemals auf Platz 215, ist heute in den Top 100 vertreten. Im Aargau wurde Baden Kantonsieger. «Früher gab es einen Trend, aus Baden wegzuziehen», sagt Stadtammann Geri Müller. «Heute ist das Gegenteil der Fall. Die Familien, die wegzogen, kommen wieder zurück in die Stadt. Nutzen die neu ausgebauten Kinderbetreuungsmöglichkeiten, die es auf dem Land so nicht gibt.» Auch die Stadt Solothurn schaffte es auf die Siegertreppe im Kanton. Keine Selbstverständlichkeit.

«Solothurn hat als Zentrumsstadt hohe Lasten zu tragen», sagt Stadtpräsident Kurt Fluri. Dazu gehört das Kulturprogramm, seit Jahren fester Bestandteil der Stadt: «Film-tage», «Literaturtage», ein zweisprachiges Berufstheater. Mit 7,7 Prozent des Stadtbudgets gibt Solothurn mittlerweile nach Basel, Genf und Luzern schweizweit den höchsten Betrag für Kulturprojekte aus. Um diese Kosten teilweise selbst decken zu können, versucht Solothurn, gute Steuerzahler anzuziehen. Acht Prozent Bevölkerungszunahme verzeichnete die Stadt in den letzten fünf Jahren: «Dank dem Ausbau hochwertiger Wohnungen», sagt Stadtpräsident Fluri. Und dank dem Baustopp für Sozialwohnungen.

Die Anforderungen an Gemeinden sind massiv gestiegen. Die Bürger sind mobiler ge-

DIE 100 ATTRAKTIVSTEN GEMEINDEN DER SCHWEIZ

Rang 2013	Rang vor 3 Jahren	Kanton	Gemeinde	Rang Arbeitsmarkt	Rang Dynamik	Rang Reichtum	Rang Sozialstruktur	Rang Steuerbelastung
1	3	ZG	Zug	4	169	13	47	3
2	6	ZG	Hünenberg	17	128	80	30	9
3	9	ZG	Risch	7	13	86	179	8
4	18	ZH	Stallikon	94	21	125	32	65
5	1	SZ	Feusisberg	11	219	16	96	6
6	8	SZ	Altendorf	48	73	107	168	12
7	20	ZG	Oberägeri	165	144	24	69	10
8	5	SZ	Wollerau	12	366	35	33	2
9	35	ZH	Rüschlikon	25	380	2	10	45
10	76	ZH	Wallisellen	68	111	82	122	84
11	28	GE	Plan-les-Ouates	52	119	20	88	223
12	4	ZG	Cham	21	210	169	108	10
13	63	LU	Schenkon	106	146	105	133	54
14	12	GE	Satigny	144	32	60	72	247
15	16	ZG	Baar	10	368	56	139	4
16	37	ZG	Unterägeri	47	333	49	147	13
17	45	SZ	Lachen	14	231	110	220	15
18	100	ZH	Otelfingen	29	30	261	149	128
19	2	SZ	Freienbach	39	437	25	98	5
20	26	ZH	Meilen	85	441	30	23	50
21	54	ZG	Steinhausen	16	460	57	126	7
22	23	ZH	Volketswil	115	170	146	184	76
23	27	ZH	Zumikon	50	591	12	8	36
24	70	ZH	Nürensdorf	208	256	98	77	68
24	128	ZH	Bassersdorf	116	143	151	185	112
26	98	ZH	Opfikon	33	55	124	415	91
27	82	ZH	Fehraltorf	98	71	288	153	128
27	122	ZH	Lindau	94	112	155	174	203
29	73	SZ	Küssnacht	18	492	31	194	16
30	46	LU	Meggen	122	481	85	41	30
31	7	ZG	Walchwil	237	460	42	20	1
32	42	AG	Baden	40	188	206	59	276
33	19	ZH	Fällanden	232	247	174	51	72
34	17	ZH	Kilchberg	162	545	21	6	46
35	140	ZH	Dielsdorf	200	60	197	247	134
36	40	ZH	Wangen-Brüttisellen	98	328	144	167	118
37	321	LU	Oberkirch	114	97	221	320	110
38	135	GR	Maienfeld	185	294	160	135	104
38	91	GE	Le Grand-Saconnex	43	202	50	253	330
40	161	ZH	Adliswil	184	278	112	162	146
41	124	SZ	Galgenen	148	50	185	485	20
42	33	ZH	Erlenbach	108	697	18	15	53
43	59	ZH	Neffenbach	244	59	361	156	82
44	53	ZH	Zürich	69	464	38	83	255
45	24	ZH	Küssnacht	90	728	45	10	39
46	58	ZH	Uetikon am See	478	282	54	44	66
47	25	ZH	Maur	194	563	101	17	50
48	150	ZH	Oetwil an der Limmat	248	489	91	48	61
49	119	AR	Teufen	5	419	222	100	195
50	95	ZH	Wädenswil	324	226	117	159	119

n. v. = nicht vorhanden. Diese Gemeinde hatte 2010 weniger als 2000 Einwohner und wurde deshalb nicht bewertet. Rang: Rang 1 ist der beste, Rang 893 der schlechteste. Untersucht wurden 893 Gemeinden.

Rang 2013	Rang vor 3 Jahren	Kanton	Gemeinde	Rang Arbeitsmarkt	Rang Dynamik	Rang Reichtum	Rang Sozialstruktur	Rang Steuerbelastung
51	179	ZH	Bachenbülach	206	216	134	313	101
52	39	ZH	Horgen	229	493	48	142	60
52	34	NW	Ennetbürgen	74	322	311	234	31
54	102	ZH	Rümlang	26	85	311	364	187
55	44	ZH	Zollikon	73	849	5	9	43
56	168	AG	Meisterschwanden	263	266	183	162	108
57	43	ZH	Stäfa	255	565	54	69	50
58	220	SZ	Tuggen	319	119	95	442	21
59	256	GE	Veyrier	382	347	5	26	239
60	41	ZH	Männedorf	285	534	52	71	61
61	125	ZH	Regensdorf	51	238	216	342	157
62	108	ZH	Egg	421	340	104	76	78
63	15	ZH	Herrliberg	404	491	83	1	41
64	60	SG	Mörschwil	347	426	116	57	81
65	64	ZH	Birmensdorf	190	452	150	90	146
66	11	GE	Collonge-Bellerive	182	680	3	13	152
67	10	ZH	Schwerzenbach	457	287	108	113	67
67	83	ZH	Thalwil	307	603	26	49	47
69	69	ZH	Richterswil	534	197	75	128	113
69	163	ZH	Andelfingen	483	132	122	175	135
71	139	ZH	Weiningen	242	470	79	178	91
72	106	NW	Beckenried	60	337	351	254	59
73	74	AG	Seengen	454	16	281	170	141
74	55	GE	Confignon	522	106	18	42	375
75	57	SZ	Einsiedeln	19	406	178	440	26
75	198	ZH	Buchs	311	83	270	205	200
77	49	ZH	Bubikon	494	45	215	182	137
78	47	GE	Carouge	28	515	94	193	247
79	87	ZH	Elsau	75	439	160	220	198
79	62	ZH	Dübendorf	111	315	321	192	153
81	12	ZH	Winkel	376	595	51	35	37
82	96	ZH	Wettswil am Albis	524	433	42	50	56
83	48	ZH	Seuzach	233	512	159	137	85
84	126	VD	Saint-Sulpice	143	388	9	13	578
85	21	NW	Stansstad	3	821	172	103	34
86	66	GE	Pregny-Chambésy	200	662	78	28	177
87	175	ZH	Steinmaur	223	254	281	198	196
88	52	ZH	Ottenbach	288	297	273	126	173
89	21	NW	Stans	1	402	434	265	58
89	n. v.	AG	Mägenwil	210	48	380	391	131
91	65	ZH	Bonstetten	572	240	175	63	114
92	n. v.	VD	Echichens	151	238	65	33	682
93	148	SZ	Ingenbohl	90	441	115	503	23
94	153	ZH	Kloten	27	533	152	346	117
95	182	OW	Engelberg	58	526	178	290	126
96	56	NW	Hergiswil	52	845	186	74	25
96	137	VD	Le Mont-sur-Lausanne	83	215	123	79	682
98	146	ZH	Mettmenstetten	792	51	143	106	91
99	302	GE	Perly-Certoux	326	392	32	115	320
100	215	GE	Genf	23	684	8	116	356
100	50	AG	Oberwil-Lieli	241	640	195	42	69



Tiefe Steuern nützen: Engelberg OW.

worden, ziehen schneller um – dorthin, wo die Rahmenbedingungen stimmen. «Gemeinden und Städte stehen in einem intensiven Wettbewerb um ihre Bürger und Unternehmen», sagt Studienleiter Scognamiglio. «Nur wer sich wirklich bemüht, dessen Gemeinde kann heute dauerhaft im nationalen Standortwettbewerb bestehen.» Klar, die Lage einer Gemeinde ist gegeben. Ein See kann nicht hergezaubert werden, ebenso wenig eine gute Verkehrsverbindung. Dennoch gibt es genügend Gemeinden, die es vorgemacht haben. Sie haben Erfolg dank einer klaren Ausrichtung. Dafür braucht es Politiker mit entsprechenden Kenntnissen. Gefragt ist mittlerweile die Disziplin Kommunalentwicklung. Fachhochschulen und Universitäten haben das Manko geortet: So bietet die Fachhochschule St. Gallen neuerdings einen halbjährigen «Weiterbildungskurs in Gemeindeentwicklung» an. An der Universität Bern gibt es einen zweijährigen Nachdiplomstudiengang zum Executive Master of Public Administration (MPA).

«Wie ein Unternehmen»

In Schenkon hat man die Zeichen der Zeit erkannt. Nicht umsonst rangiert die Luzerner Seegemeinde auf Platz eins im Kanton. «Eine Gemeinde muss wie ein Unternehmen geführt werden», sagt Gemeindepräsident Patrick Ineichen. «Man muss an die Zukunft denken, Modelle präsentieren, die in zwanzig Jahren Wirklichkeit werden. Denn die Mühlen der Politik mahlen langsam.» Selbst leitet er eine Gartenbaufirma mit achtzig Mitarbeitern. Als Unternehmer hat er für seine Gemeinde, die ihn für ein 25-Prozent-Pensum entschädigt, eine SWOT-Analyse (Stärken-Schwächen-Modell) erstellt. Die Weichen gestellt haben die Vorgänger. Vor zwanzig Jahren entschied

QUELLE: IAZI



Zu schnelles Wachstum: Münsterlingen TG.

man sich, neben den Familien, die ein wichtiger Bestandteil der Gemeinde sind, auch besonders gute Steuerzahler anzuziehen.

Ein Schulkind kostet die Gemeinde 10 000 bis 11 000 Franken pro Jahr. Eine Familie mit zwei Kindern bereits 22 000 Franken. Viel mehr, als die Gemeinde an Steuern durch einen Normalverdiener wieder hereinbekommt. Heute ist der Gemeindepräsident «proaktiv» auf der Suche, nach begüterten Zuzüglern, liest Zeitung, hört sich um: welcher CEO abgelöst wird, welcher Prominente daran denkt, in die Schweiz zu ziehen. Kürzlich kontaktierte er den neuen Chefarzt des Regio-Spitals, der wenig später nach Schenkong zog.

Ob ein Standort prosperiert, hat nicht nur mit den Entscheiden der Gemeindepolitiker zu tun. Auch der Kanton redet ein gewichtiges Wort mit. Ändert dieser sein Steuerregime, hat der Entscheid Einfluss auf die Attraktivität der gesamten Region. Im Kanton Obwalden wurden die Steuern innerhalb von fünf Jahren um rund 25 Prozent gesenkt, was sich positiv auf die volkswirtschaftliche Entwicklung auswirkte. Die Steuereinnahmen sind gestiegen, die Bevölkerung ist gewachsen, Arbeitsplätze wurden geschaffen. Mittlerweile werben Ansiedlungsmanager im In- und Ausland mit den tiefen Steuersätzen des Kleinkantons. Ein ehemals hässliches Entlein, das sich zum Schwan gemausert hat, wie sie ihn nennen.

Engelberg, die Nummer eins im Kanton, schaffte es in der Gesamtrangierung von Platz 182 auf 95. Sarnen konnte im Sektor Arbeitsmarkt gleich den sensationellen zweiten Platz ergattern. «Vor zwölf Jahren noch hatten wir eine hohe Pro-Kopf-Verschuldung», sagt Gemeindepräsident Martin Odermatt. Diese sei mittlerweile halbiert, trotz Investitionen in die Renovierung des Kursaals und in den Bau

DIE FÜNF ATTRAKTIVSTEN GEMEINDEN PRO KANTON

Kanton	Rang	Gesamtrang Schweiz	Gemeinde	Rang Arbeitsmarkt ¹	Rang Dynamik ¹	Rang Reichtum ¹	Rang Sozialstruktur ¹	Rang Steuerbelastung ¹
AG	1	32	Baden	40	188	206	59	276
	2	56	Meisterschwanden	263	266	183	162	108
	3	73	Seengen	454	16	281	170	141
	4	89	Mägenwil	210	48	380	391	131
	5	100	Oberwil-Lieli	241	640	195	42	69
AI ²	1	198	Appenzell	36	736	246	375	88
	2	267	Rüte	662	195	342	361	136
	3	475	Schwende	450	623	443	508	313
AR	1	49	Teufen	5	419	222	100	195
	2	272	Speicher	55	460	567	188	444
	3	436	Gais	496	553	322	347	497
	4	519	Heiden	46	833	540	530	507
	5	575	Walzenhausen	314	644	732	443	487
BE	1	255	Muri bei Bern	9	873	200	40	543
	2	260	Belp	167	101	403	345	661
	3	310	Ittigen	109	547	299	262	595
	4	317	Bern	15	726	193	156	742
	5	318	Bremgarten bei Bern	359	513	211	54	697
BL	1	126	Bottmingen	198	654	168	29	224
	2	161	Oberwil	270	558	128	68	357
	3	167	Binningen	180	762	91	59	300
	4	197	Arlenheim	158	725	192	67	333
	5	240	Allschwil	297	325	256	211	519
BS ³	1	370	Riehen	199	879	218	130	588
	2	375	Basel	59	883	114	228	752
FR	1	122	Villars-sur-Glâne	138	40	397	245	437
	2	151	Granges-Paccot	82	25	352	405	472
	3	155	Corminboeuf	76	276	279	104	612
	4	177	Givisiez	196	295	286	200	437
	5	241	Riaz	70	187	387	450	516
GE	1	11	Plan-les-Ouates	52	119	20	88	223
	2	14	Satigny	144	32	60	72	247
	3	38	Le Grand-Saconnex	43	202	50	253	330
	4	59	Veyrier	382	347	5	26	239
	5	66	Collonge-Bellerive	182	680	3	13	152
GL ⁴	1	602	Glarus Nord	649	298	727	683	323
	2	693	Glarus	707	715	592	604	309
	3	851	Glarus Süd	795	823	794	823	374
GR	1	38	Maienfeld	185	294	160	135	104
	2	139	Malans	344	463	154	172	158
	3	147	Bonaduz	311	110	307	430	167
	4	149	Chur	13	572	198	359	188
	5	164	Samedan	481	233	314	286	73
JU	1	713	Delsberg	103	786	629	606	863
	2	739	Pruntrut	337	825	500	529	874
	3	814	Saignelégier	411	507	836	829	868
	4	837	Courrendlin	819	183	829	845	872
	5	840	Courtételle	823	309	802	771	859
LU	1	13	Schenkong	106	146	105	133	54
	2	30	Meggen	122	481	85	41	30
	3	37	Oberkirch	114	97	221	320	110
	4	102	Eschenbach	111	354	341	297	86
	5	113	Horw	56	498	339	217	106
NE	1	470	Neuenburg	202	700	239	294	882
	2	546	Corcelles-Cormondrèche	727	362	426	154	890
	3	556	Saint-Blaise	794	590	190	125	880
	4	697	Milvignes	832	730	255	237	878
	5	714	Bevaix	707	797	276	323	885
NW	1	52	Ennetbürgen	74	322	311	234	31
	2	72	Beckenried	60	337	351	254	59
	3	85	Stansstad	3	821	172	103	34

¹ Rang 1 ist der beste, Rang 893 der schlechteste. Untersucht wurden 893 Gemeinden.
² Da es im Kanton AI nur drei Gemeinden mit über 2000 Einwohnern gibt, sind nur drei Gemeinden anstatt fünf ausgewiesen.

Statistik

So wurde gerechnet

893 Schweizer Gemeinden wurden anhand von 20 Faktoren bewertet.

Sämtliche Schweizer Gemeinden mit mehr als 2000 Einwohnern, wurden vom Zürcher Immobilienspezialisten IAZI im Auftrag der *Weltwoche* untersucht. In die Bewertung flossen zwanzig Kennzahlen ein, die aus öffentlichen Statistiken entnommen wurden. Diese geben einerseits den Ist-Zustand wieder (etwa die Höhe der Arbeitslosigkeit), andererseits drücken sie eine Entwicklung aus (etwa die Veränderung der Arbeitslosigkeit während der letzten Jahre). Die Kennzahlen wurden in fünf Gruppen zusammengefasst:

Arbeitsmarkt — Dazu zählen die Arbeitslosenquote 2012 und die Veränderung der Arbeitslosenquote von 2007 bis 2012. Erfasst wurden weiter der Anteil der Beschäftigten im Dienstleistungssektor, die Zahl der Firmenneugründungen pro tausend Einwohner 2012 sowie der Zentralitätswert, der ausdrückt, wie nahe eine Gemeinde an einem Zentrum liegt oder wie weit sie selber ein solches darstellt.

Dynamik — Hier wird sowohl die (kurzfristige) prozentuale Veränderung der Wohnbevölkerung 2010/2011 erfasst wie auch die (langfristige) Bevölkerungsveränderung über die letzten fünf Jahre. Eine weitere Kennzahl ist der Anteil Rentner an der Bevölkerung. Zudem fließen der Anteil der neuerstellten Wohneinheiten 2011 und der Anteil der neuerstellten Wohneinheiten von 2006 bis 2011 darin ein.

Reichtum — Dazu gehören der Steuerertrag der Gemeinde pro Einwohner, die aktuellen Preise für Einfamilienhäuser und Eigentumswohnungen sowie die prozentualen Veränderungen dieser Preise von 2010 bis 2013.

Steuerbelastung — Hier wurde die Steuerbelastung in Prozent in drei Fällen herangezogen: ledige Person im Erwerbsalter, Familie mit zwei Kindern, Rentner-Ehepaar (jeweils mit einem bestimmten Einkommen/Vermögen).

Sozialstruktur — Massgebend waren der Anteil der Bevölkerung, der eine höhere Berufsbildung, eine Fachhochschule oder eine Universität abgeschlossen hat (Bildungsquote); der Anteil der Bevölkerung, der in einer führenden oder selbständigen Position tätig ist (Sozialstrukturquote); sowie das durchschnittliche steuerbare Einkommen pro Einwohner. (cg)

Kanton	Rang	Gesamtrang Schweiz	Gemeinde	Rang Arbeitsmarkt ¹	Rang Dynamik ¹	Rang Reichtum ¹	Rang Sozialstruktur ¹	Rang Steuerbelastung ¹
NW	4	89	Stans	1	402	434	265	58
	5	96	Hergiswil	52	845	186	74	25
OW	1	95	Engelberg	58	526	178	290	126
	2	107	Sarnen	2	582	184	336	103
	3	141	Alpnach	41	90	465	562	143
	4	211	Sachslen	217	359	342	425	168
	5	373	Kerns	183	254	678	699	215
SG	1	64	Mörschwil	347	426	116	57	81
	2	184	Rapperswil-Jona	315	740	93	202	90
	3	195	Zuzwil	186	251	631	260	145
	4	220	Balgach	398	125	562	384	77
	5	222	Berneck	344	302	371	378	156
SH	1	450	Beringen	500	161	762	338	484
	2	497	Schaffhausen	66	803	601	432	508
	3	499	Stein am Rhein	410	835	422	277	469
	4	538	Neunkirch	715	197	722	400	495
	5	631	Thayngen	442	544	690	739	334
SO	1	348	Solothurn	44	482	439	176	813
	2	380	Dornach	440	516	412	124	556
	3	400	Oensingen	236	8	662	545	656
	4	405	Oiten	22	773	332	365	632
	5	437	Langendorf	331	437	448	284	718
SZ	1	5	Feusisberg	11	219	16	96	6
	2	6	Altendorf	48	73	107	168	12
	3	8	Wollerau	12	366	35	33	2
	4	17	Lachen	14	231	110	220	15
	5	19	Freienbach	39	437	25	98	5
TG	1	104	Münsterlingen	206	47	492	299	150
	2	124	Bottighofen	391	423	353	56	38
	3	159	Ermatingen	448	335	344	148	83
	4	185	Kreuzlingen	145	128	385	521	263
	5	191	Horn	394	376	318	251	121
TI	1	103	Comano	376	338	254	93	132
	2	110	Cadro	385	249	148	145	284
	3	133	Collina d'Oro	222	792	140	55	73
	4	176	Paradiso	166	859	99	240	48
	5	259	Savosa	457	750	163	190	115
UR	1	227	Altdorf	49	580	293	555	102
	2	563	Schattdorf	598	471	730	728	70
	3	616	Bürglen	284	790	798	734	99
	4	793	Erstfeld	655	840	656	881	292
	5	834	Silenen	809	870	832	892	140
VD	1	84	Saint-Sulpice	143	388	9	13	578
	2	92	Echichens	151	238	65	33	682
	3	96	Le Mont-sur-Lausanne	83	215	123	79	682
	4	120	Lutry	107	511	26	22	578
	5	125	Belmont-sur-Lausanne	240	118	113	53	748
VS	1	201	Sitten	72	231	248	493	454
	2	237	Visp	54	140	402	538	463
	3	258	Martigny	154	242	230	588	460
	4	323	Brig-Glis	20	301	610	515	430
	5	395	Grimisuat	628	122	313	354	672
ZG	1	1	Zug	4	169	13	47	3
	2	2	Hünenberg	17	128	80	30	9
	3	3	Risch	7	13	86	179	8
	4	7	Oberägeri	165	144	24	69	10
	5	12	Cham	21	210	169	108	10
ZH	1	4	Stallikon	94	21	125	32	65
	2	9	Rüschlikon	25	380	2	10	45
	3	10	Wallisellen	68	111	82	122	84
	4	18	Otelfingen	29	30	261	149	128
	5	20	Meilen	85	441	30	23	50

QUELLE: IAZI

³ Da es im Halbkanton BS nur zwei Gemeinden gibt, sind nur zwei Gemeinden anstatt fünf ausgewiesen.
⁴ Da es im Kanton GL nur drei Gemeinden mit über 2000 Einwohnern gibt, sind nur drei Gemeinden anstatt fünf ausgewiesen.

STEUERGLÜCK UND -FRUST

Die tiefsten Steuern, je Kanton

Rang	Gemeinde	Kt.	A	B	C
1	Walchwil	ZG	7,55%	2,6%	5,75%
2	Wollerau	SZ	5,16%	3,14%	4,91%
25	Hergiswil	NW	9,28%	5,44%	9,23%
30	Meggen	LU	9,79%	5,87%	9,76%

Die höchsten Steuern, je Kanton

Rang	Gemeinde	Kt.	A	B	C
854	Luterbach	SO	18,41%	11,78%	17,22%
873	Lauterbrunnen	BE	18,3%	11,56%	18,72%
879	Val Terbi	JU	20,12%	12,71%	19,02%
893	Val-de-Travers	NE	21,31%	13,86%	21,31%

A: durchschnittliche Steuerbelastung einer ledigen Person
 B: durchschnittliche Steuerbelastung einer verheirateten Person mit zwei Kindern
 C: durchschnittliche Steuerbelastung eines Rentners

PARADIES FÜR PENSIONIERTE

Wo die über 65-Jährigen wohnen ...

Rang	Gemeinde	Kt.	%
1	Muralto	TI	30
3	Oberhofen	BE	28
6	Riehen	BS	27
11	Montana	VS	26
12	Zollikon	ZH	25

... und wo die Jungen wohnen

Rang	Gemeinde	Kt.	%
1	Granges-Paccot	FR	8
3	Gland	VD	9
6	Geuensee	LU	10
6	Buchs	ZH	10
6	Risch	ZG	10

WO DER REICHTUM WOHNTE

Steuerbares Einkommen pro Kopf, in Franken

Rang	Gemeinde	Kt.	Franken
1	Wollerau	SZ	151 000
2	Bioggio	TI	134 000
3	Anières	GE	117 000
8	Küsnacht	ZH	91 000
15	Hergiswil	NW	80 000

878	Escholzmatt-Marbach	LU	19 000
879	Laufenburg	AG	18 000
891	Eggwil	BE	17 000
892	Leysin	VD	14 000
893	Churwalden	GR	11 000

eines neuen Sportplatzes. Sein Fazit: «Wir haben ganz klar durch die Veränderung der Steuerstrategie profitiert.»

Die Kosten der Zuwanderung

Anders im Thurgau. Niedrige Immobilienpreise und tiefe Lebenshaltungskosten lockten in den vergangenen zehn Jahren Zuwanderer aus Zürich in den Kanton. So viele, dass mancher Gemeindevertreter auf die Bremse tritt. Wie in Münsterlingen, der attraktivsten Gemeinde des Kantons. Hier leben die deutschen Radprofis Jan Ullrich und Tony Martin sowie der deutsche Rennfahrer Mike Rockenfeller. Aber auch immer mehr Ärzte und Krankenschwestern wandern zu, eine Folge des Ausbaus des Herz-Neuro-Zentrums im Kantons-Spital. 21 Prozent betrug die Zuwanderung in den letzten fünf Jahren. «Ein Wachstum, das gedrosselt werden muss», sagt Gemeindepräsident René Walther. «Die Strassen sind verstopft. Die Wasser- und Kläranlage platzt aus allen Nähten und muss neu gebaut werden.»

Dafür wurde der Steuerfuss um drei Prozent erhöht. Rückzonungen von Bauland sollen Neubauten erschweren. Ob das reicht, um die Zuwanderung zu drosseln, bleibt abzuwarten.

Im bündnerischen Maienfeld hat man andere Ziele. Die attraktivste Stadt des Kantons hat sich die Erhaltung der hohen Wohn- und Lebensqualität auf die Fahne geschrieben. Also wurden im Zuge der Ortsrevision die Ausnutzungsziffern halbiert und drei neue Grünzonen

geschaffen. Ausserdem setzt man auf das heimische Gewerbe. Drei ansässigen Betrieben konnte für eine Erweiterung Land im Bau-recht abgegeben werden, zwei auswärtige Betriebe mit 135 neuen Arbeitsplätzen wurden angesiedelt. Schön für eine Gemeinde mit 2600 Einwohnern, die hauptsächlich vom Weinbau und von der Landwirtschaft leben. «Man darf als Gemeinde nicht stehenbleiben und den Anschluss verlieren», sagt Stadtpräsident Max Leuener. «Gleichzeitig darf man nicht alles wollen und sich dabei verzetteln.» Auch in Zukunft wolle man die Balance zwischen einer hohen Wohn- und Lebensqualität und wirtschaftlichem Wachstum beibehalten. Ein Ziel, dem sich so manche Gemeinde der Schweiz verschrieben hat. Nur, die Umsetzung dauert manchmal länger als gedacht.

DIE LETZTPLATZIERTEN

Gemeinden auf den hintersten Rängen

Rang	Gemeinde	Kanton
889	Lauperswil	BE
890	Signau	BE
891	Mümliswil-Ramiswil	SO
892	Lützelflüh	BE
893	Eggwil	BE

Die Auswertung aller 893 Gemeinden finden Sie im Internet unter: www.weltwoche.ch/gemeinderating

WO WOHNEN TEUER IST

Die höchsten Immobilienpreise, je Kanton

Rang	Gemeinde	Kt.	Haus in Mio. Fr.	Whg. in Mio. Fr.
1	Cologny	GE	3,4–3,6	1,9–2,0
5	Zollikon	ZH	2,8–2,9	1,6–1,7
35	Wollerau	SZ	2,2–2,3	1,3–1,4
42	Walchwil	ZG	2,1–2,2	1,3–1,4
46	Coppet	VD	2,1–2,2	1,3

Die tiefsten Immobilienpreise, je Kanton

879	Leuk	VS	0,70–0,72	0,49–0,51
882	Vuisternensdt.-Romont	FR	0,69–0,71	0,50–0,51
887	Le Locle	NE	0,66–0,67	0,47–0,48
890	Reconvilier	BE	0,65–0,66	0,46–0,47
893	Courgenay	JU	0,61–0,62	0,44–0,45

WO DIE ELITE WOHNTE

Anteil der Bevölkerung mit einem Uni-Abschluss

Rang	Gemeinde	Kanton	%
1	Commugny	VD	28
2	Cologny	GE	27
4	Ennetbaden	AG	26
7	Herrliberg	ZH	25
27	Walchwil	ZG	22

Anteil der Bevölkerung in einer führenden oder selbständigen Position

1	Uitikon	ZH	22
3	Commugny	VD	21
9	Bergdietikon	AG	20
16	Vandœuvres	GE	19
20	Pfeffingen	BL	18

AUF- UND ABSTEIGER

Rangierung der zehn grössten Städte

Stadt	Rang 2013	Rang 2012	Tendenz
Zürich	44	78	▲
Genf	100	136	▲
Winterthur	108	171	▲
Luzern	209	286	▲
Lausanne	274	332	▲
Lugano	277	138	▼
Bern	317	343	▲
St. Gallen	355	372	▲
Basel	375	377	▲
Biel	725	702	▼

QUELLE: IAZI



1986

Frau Kopp wird Herr (des Problems)

Über die Sendung «Bürger fragen – Bundesrat antwortet»
am 19. 2. im Fernsehen DRS.

Der «Sternen» in Muri war mit etwas Grün herausgeputzt, am Abend des 19. Februars, und da sassen zwischen den Pflanzen Frau Kopp und Herr Schaller, der Moderator (moderato cantabile), und im Saal sassen 3 Bürgerinnen und 17 Bürger, welche die Bundesrätin ausfragten, und zu Hause sassen ca. 640 000 Leute vor den Fernsehapparaten, eine Rekordzahl für diese Art von Sendung, und das Publikum soll überall vom Auftritt der Bundesrätin begeistert gewesen sein.

Frau Kopp hat ihr Departement im Griff (wie man sagt). Sie beherrscht die Materie, hat Zahlen und Fakten präsent, kann, meist ohne sich zu verhaspeln, über das Raumplanungsgesetz, die Fruchtfolgefrage, die Praxis des Bundesgerichts, die landwirtschaftlich nutzbare Fläche in Kriegszeiten (450 000 Hektaren) etc. usw. sofort Auskunft geben: Sie macht das besser, knapper als die meisten ihrer männlichen Kollegen.

Aber wie ist es mit der Qualität ihrer Politik bestellt? Ist sie humaner als die Politik eines Mann-Politikers? Bringt sie als Frau eine neue Dimension in die Staatsgeschäfte? Oder verkauft sie nur die Unmenschlichkeit auf eine nettere Art?

An diesem Abend im «Sternen» war ausführlich von Asylanten die Rede. Der Architekt (ETH) Eigenmann sagt, es gebe kein Flüchtlingsproblem in der Schweiz, sondern nur schwarz eingereiste Ausländer, welche bei uns Arbeit suchen, *dä mached immer me Lüüt verruckt*, und er habe eigentlich erwartet, dass ab Januar 1986 jede Woche ein Jumbo voll Ausländer ins Ausland fliege, *mini Frog isch ganz schlicht, worum isch dä Jumbo nonig gfloge?* Für Herrn Eigenmann reicht die DC-8 nicht, in welcher 60 zairische Staatsangehörige letztes Jahr von prügelnden Schweizer Polizisten, auf Befehl von Frau Kopp, nach Kinshasa verfrachtet wurden, ihn dürstet nach Jumbos. Ein anderer Mann möchte wissen, *was eus das Asylan-tenzüg choschtet*. Nun ist bekannt, dass Frau Kopp Vorfahren im 19. Jahrhundert, weil sie bei uns Arbeit suchten, und nicht etwa, weil sie politisch verfolgt wurden, aus Deutschland eingewandert sind, und man erwartet also, dass Frau Kopp die ausländerfeindlichen Fragesteller sanft aufklärt oder vielleicht auch energisch zurechtweist. Und man denkt, sie müsse jetzt etwas über die Misere der Asylan-

ten erzählen, in Chile wird gefoltert und gemordet, in Zaire auch, auf Sri Lanka ist Krieg, und Ausschaffung bedeutet also für zahlreiche Flüchtlinge bittere Armut, Gefängnis, Verfolgung oder Tod. Davon müsste sie doch jetzt reden, als Frau. Sie denkt aber nicht daran, diesen gemütlich in ihrer Gemütlichkeit sitzenden Bewohnern von Muri und Umgebung die weltpolitischen Zusammenhänge ein wenig zu erläutern. Die Flüchtlinge sind für sie ein rein organisatorisches Problem. Insofern beherrscht sie die Materie, hat Zahlen und



«Ä gueti Idee»: Journalist Meienberg.

Fakten präsent, leider haben wir zu wenig Personal, um die Grenzen dichtzumachen, die Armee kann man, bei unserem Milizsystem, auch nicht permanent aufbieten, ausser im Aktivdienst, *aber ich wärde alles undernä, um däm Problem Herr z'werdä*.

Herr werden. Beherrschen. Und sie findet, man glaubt es kaum, den Asylantenbatzen *ä gueti Idee*. Der Asylantenbatzen, eine Art von diskriminierendem Spezialgeld, wurde von der Thuner Stadtverwaltung eingeführt. Damit dürfen die in Thun wohnenden Asylanten in den Thuner Geschäften einkaufen (damit diese liederlichen Ausländer ihr Geld nicht

leichtsinnig verpulvern). Wann werden wir die Einführung des Asylantensterns erleben?

Dieses Vokabular! Frau Kopp sagt, es wäre einfach, wenn man die Leute an der Grenze *chönnti abfange, ich bruuch jetzt äs wüeschts Wort, und sie wieder zruggtue is Usoland*, aber leider fehlt uns dazu Personal. Und um sie auszuschaufen, sei nicht immer grad ein Jumbo nötig, sondern es gibt auch noch den Schienenweg.

Kurz und schnoddrig abgewiesen

Als ein Jurist, der 1956 aus Ungarn geflohen ist, wissen möchte, ob nicht die Schweiz durch internationale Verträge verpflichtet sei, keine Flüchtlinge wegzuweisen, fertigt sie ihn kurz und schnoddrig ab. Der Jurist wirkt erregt, er kann sich offensichtlich daran erinnern, dass 1956 und 1968 Zehntausende von Ungarn und Tschechen in der Schweiz Asyl fanden, ohne dass ein einziges Asylantenverfahren eröffnet worden wäre. Diese Emigranten wurden damals unbesehen als politische Flüchtlinge akzeptiert. Aber das war natürlich etwas ganz anderes, die kamen aus dem Osten, wo permanenter Terror herrscht, das weiss jeder Schweizer, während die Flüchtlinge aus der westlichen Hemisphäre in einem hochnotpeinlichen Verfahren beweisen müssen, dass auch in Zaire, Chile, Sri Lanka, der Türkei etc. nicht immer Humanisten an der Macht sind.

Frau Kopp hat, wie sie vor ihrer Wahl zur Bundesrätin erklärte, zwei Jahre ihres Lebens der Flüchtlingshilfe gewidmet. Sie wird also die Misere der Entwurzelten wohl kennen. Allerdings hat sie sich damals ausschliesslich für Ungarnflüchtlinge eingesetzt, und man muss sich heute fragen, ob damals Antikommunismus oder Menschlichkeit die Triebfeder war.

Dieser Artikel von Niklaus Meienberg erschien am 27. Februar 1986 in der *Weltwoche*. Meienbergs Todestag jährt sich im kommenden September zum 20. Mal.

Die Kunst des klaren Denkens.

Jeden Donnerstag fundierte Recherchen und interessante Artikel aus Politik, Gesellschaft und Kultur. Sie haben noch kein Abo? Jetzt bestellen über Telefon 043 444 57 01 oder www.weltwoche.ch/probeabo. Selbstverständlich auch online und übers Handy verfügbar.

DIE WELTWOCH
80 JAHRE QUALITÄT



«Es gibt Situationen im Leben, die keiner will.
Und es gibt eine Karte, die dann jedem nützt.»

NEU: Beobachter Rechtsschutz mit
maximalem Schutz bis Fr. 300 000.–



**Aus Erfahrung wissen wir,
was alles passieren kann.**

Auf vielfachen Kundenwunsch hat Beobachter jetzt eine kombinierte Privat- und Verkehrsrechtsschutzversicherung entwickelt:

- **Erweiterte Versicherung:** In den konventionellen Rechtsbereichen sind Sie bis Fr. 300 000.– versichert
- **Basis-Versicherung:** In allen Rechtsbereichen sind Sie bis Fr. 5 000.– versichert

Beobachter empfiehlt Ihnen: Versichern Sie sich, bevor der Ernstfall eintritt.

**Einmalig
im Preis,
einzigartig
in
den Leistungen.**



Ja, ich interessiere mich
für Beobachter Rechtsschutz
für nur Fr. 260.–* im Jahr!

**3 Jahre
Prämien-
garantie!**

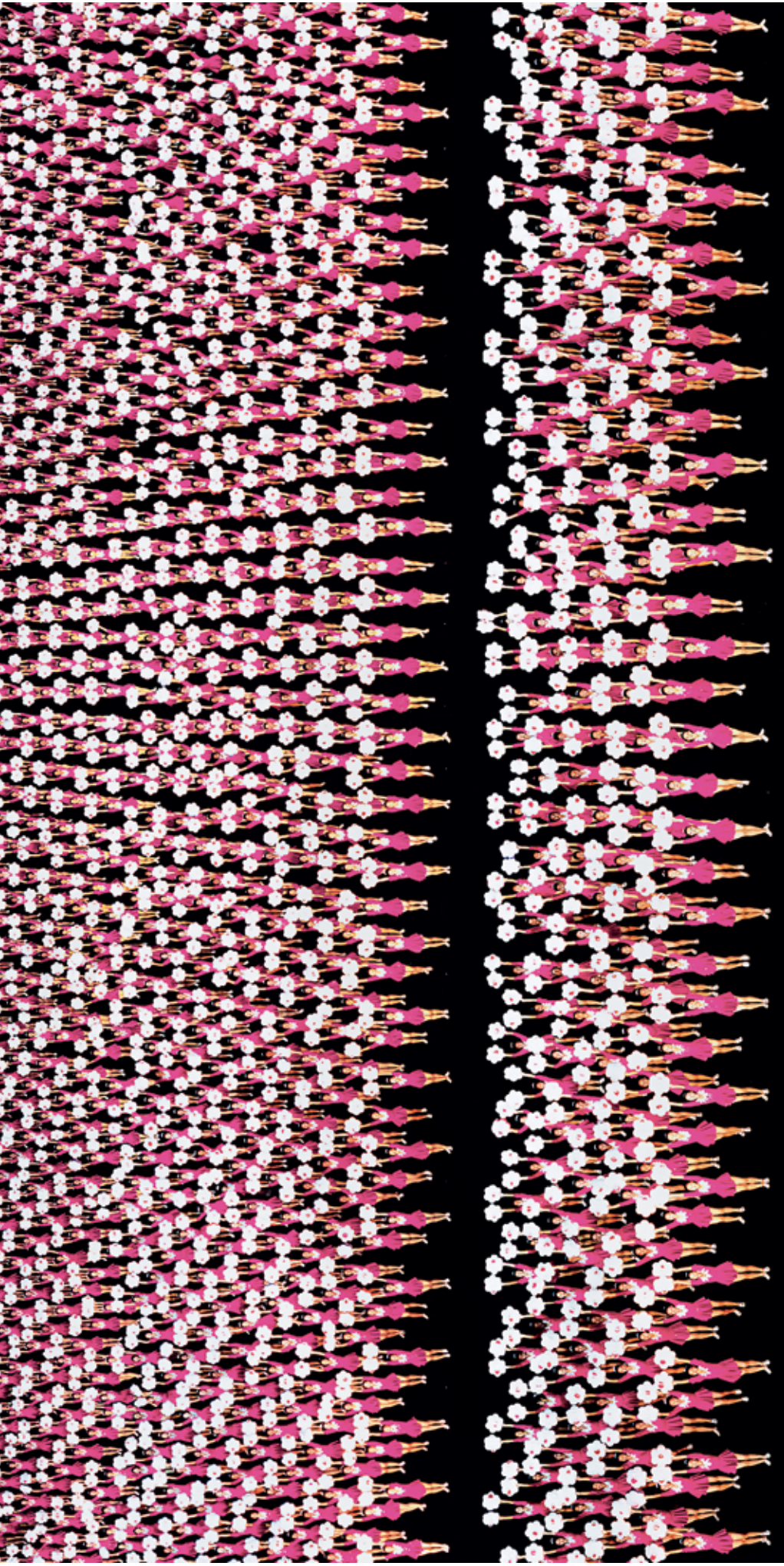
Weitere Informationen
und Anmeldung unter

www.beobachter.ch/rechtsschutz
oder telefonisch: 062 836 00 15

*Nur in Kombination mit dem
Beobachter-Jahresabonnement (Fr. 98.80) erhältlich

Beobachter





Gleichmass der Glieder: Nordkoreas Festspiel «Airirang», fotografiert von Andreas Gursky.

Stil & Kultur

Triumph des Willens

Von *Dantele Muscioni*

Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser.» Ob das nun Lenins Meinung war oder ihm das geflügelte Wort zu Unrecht untergejubelt wird, *tant pis*: Jeder Ordnung wohnt Schönheit inne, selbst in diesem Gleichmass der Glieder – wenn man sie so sehen kann wie der Fotograf Andreas Gursky. Der Düsseldorf-er wird geliebt für seinen Hang zum Kollapsalen und gefürchtet für seinen Hang zur

Totalen – oder zum Totalitären, meinen seine Kritiker. Sei's drum, Gursky gilt als der teuerste zeitgenössische Fotograf.

Und so fotografiert er die grösste Massenveranstaltung Nordkoreas, das Festspiel «Airirang», eine «Kunstschau», rhythmische Gymnastik mit 100 000 Mitwirkenden. Es sind die asiatischen Nachfahren der Ballerinen Petipas in «Schwanensee» und der Choreografen Busby Berkleys. Und auch Leni Riefenstahls Propagandafilm «Triumph des Willens» erkennt darin, wer mag: Von unsichtbarer Riesenhand rollt sich ein Menschenteppich aus, 180 Meter breit an der Stirnseite. In einem der grössten Stadien der Welt feiert die nordkoreanische Diktatur die revolutionäre Vergangenheit und

angeblich glorreiche Gegenwart. Menschen bilden, genauer bildern mit ihren Körpern die Geschichte ihres Landes nach. Und blitzschnell wechseln die Motive: ein koreanisches Dorf, ein Pferdewagen mit Revolutionären, eine Pistole, ein Traktor, eine Friedenstaube. Zwischen dem 22. Juli und dem 9. September finden dieses Jahr die Spiele statt, besonders glanzvoll, heisst es, denn schliesslich feiert das Land seinen 65. Geburtstag.

Doch ebenso wenig wahr wie das, was dabei erzählt wird, ist das, was Gursky daraus macht. Er fotografierte aus der Mittelloge, unter der das zehn Meter hohe Porträt des Staatsgründers Kim Il Sung hängt, umgeben von 90 000 Soldaten. Doch kein Mensch

sieht so, wie wir dieses Bild sehen. Gursky lügt mit der Wahrheit, wenn man so will. Ein Triumph des Willens. Über das Gewissen?

Jedes Gursky-Bild ist ein Bild aus vielen Bildern, am Computer fein vernäht. Was stört, muss weg, was glatt ist, wird manipulativ überhöht, ein Gursky-Bild ist ein Idealbild, homogenisierte Wahrheit, ins Pixel-Quadrat gesetzt. Das perfekte Bild vom totalen Staat ist ein totaler Bluff, es ist ein totalitäres Bild. Es macht uns die alte Sehnsucht von der perfekten Kontrolle mündig. Oder den modernen Schwindel von der Kunst als Wahrheitsmaschine.

Der Blick von oben: Ausstellung im Centre Pompidou-Metz, bis 7. Oktober

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Joël Dicker:** Die Wahrheit über den Fall Harry Quebert (*Piper*)
- 2 (2) **Alex Capus:** Der Fälscher, die Spionin und der Bombenbauer (*Hanser*)
- 3 (3) **Franz Hohler:** Gleis 4 (*Luchterhand*)
- 4 (4) **Jonas Jonasson:** Der Hundertjährige ... (*Carl's Books*)
- 5 (6) **Martin Suter:** Allmen und die Dahlien (*Diogenes*)
- 6 (7) **Peter Stamm:** Nacht ist der Tag (*S. Fischer*)
- 7 (5) **Dan Brown:** Inferno (*Bastei Lübbe*)
- 8 (9) **John Grisham:** Das Komplott (*Heyne*)
- 9 (10) **Blanca Imboden:** Wandern ist doof (*Wörterseh*)
- 10 (–) **Gillian Flynn:** Gone Girl – Das perfekte Opfer (*Fischer Scherz*)

Sachbücher

- 1 (2) **Duden:** Die deutsche Rechtschreibung (*Bibliographisches Institut*)
- 2 (1) **Bronnie Ware:** 5 Dinge, die Sterbende am meisten bereuen (*Arkana*)
- 3 (4) **Eben Alexander:** Blick in die Ewigkeit (*Ansata*)
- 4 (5) **Rolf Dobelli:** Die Kunst des klaren Denkens (*Hanser*)
- 5 (6) **Jacky Gehring:** Body Reset – Das Erfolgsprogramm (*Weltbild*)
- 6 (3) **Ruth Maria Kubitschek:** Anmutig älter werden (*Nymphenburger*)
- 7 (–) **Donna Hay:** Frisch und leicht (*AT-Verlag*)
- 8 (7) **Mark Lauren, Joshua Clark:** Fit ohne Geräte (*Riva*)
- 9 (10) **Lukas Fischer:** 1001 Ausflugsziele (*Weltbild*)
- 10 (–) **Jacky Gehring:** Body Reset – Das Kochbuch (*Weltbild*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Mediacontrol

Apropos: Körper gegen Geld

Das Kapital von Marina Abramovic, der Grande Dame der Performance-Kunst, ist ihr Körper. In einer ihrer bekanntesten Aktionen standen sie und ihr damaliger Partner Ulay nackt in einem Türrahmen, sämtliche Ausstellungsbesucher mussten sich an ihren Körpern vorbeischieben. Auf den Körper verlässt sie sich auch jetzt, da sie Geld für ihr eigenes Institut in Hudson im Staat New York benötigt. Sie schaffte es, dass sich Lady Gaga für ein Werbevideo für ihr Projekt ganz auszog. Zudem versprach sie allen, die ihr Geld spenden, eine persönliche Umarmung. 600 000 Dollar hat sie damit eingenommen. Angesichts dessen, dass das Institut 20 Millionen Dollar kostet, wird die Künstlerin in nächster Zeit noch manchen Körpereinsatz leisten müssen. (rb)

Literatur

Die Masken sind weg

Mit seiner Autobiografie «Reise an den Rand des Universums» stellt der 75-jährige Urs Widmer seine vorangehenden Werke in den Schatten. Von Pia Reinacher

Mit einem Schlag hat er alle Masken abgeworfen. In seiner Autobiografie zeigt Urs Widmer sein «wahres» Leben. Ob wahr, verfremdet oder fantasiert, muss uns allerdings nicht kümmern: Der 75-jährige Schriftsteller hat mit der «Reise an den Rand des Universums» sein bisher bestes Buch geschrieben. Man kann es in vieler Beziehung mit den «Stoffen» vergleichen, die Dürrenmatt von seinem sechzigsten Altersjahr an publizierte. Beide überraschen ausgerechnet gegen Ende ihrer Schriftstellerkarriere mit einer fulminanten Sichtung des eigenen Lebens, die viele der vorangegangenen Werke in den Schatten stellt.

Urs Widmer ist zweifellos einer der interessantesten Erzähler, die die Schweiz gegenwärtig hat. Das belegt er mit diesem neuen Werk eindrücklich. Autobiografisches Material packte er zwar schon in seine Erfolgsromane «Der Geliebte der Mutter» (2000) und «Das Buch des Vaters» (2004). Jetzt setzt er ein weiteres Mal an zu einem Blick in den Spiegel – und erfindet sein Leben neu: rückhaltloser, unpräziser und leichtfüssiger als je zuvor. Zu Recht hat es das Buch auf die Longlist für den Deutschen Buchpreis geschafft, bevor es überhaupt erschienen ist.

Keines seiner Erzählwerke berührte die Abgründe, Tragödien und schwindelnden Glücksmomente seines Lebens wie diese «Reise an den Rand des Universums». Immer hatte man den leicht irritierenden Eindruck, die skurrile, slapstickartige Fantasie seiner früheren Bücher sei der Tarnung einer inneren Not geschuldet: ein komischer, überlebenswichtiger Abwehrreflex, dazu erfunden, nicht in den dunklen Strudel der eigenen Biografie gezogen zu werden. Jetzt ist der verbale Schnickschnack gänzlich verschwunden. Darunter zeigen sich die schroffen Konturen eines Lebens, das niemals einfach war und jederzeit vom finalen Absturz bedroht. Ungeschönt und krass, gleichzeitig so heiter ist diese Autobiografie, dass das Lesen dieses «Lebensgerümpels» auch dem Unbeteiligten Erkenntnisse über das eigene Leben verschafft.

Verblutet in der Badewanne

«Reise an den Rand des Universums» beleuchtet die ersten drei Dekaden seines Lebens: Kindheit und Vertreibung aus dem Paradies (1938–1948), die Entdeckung des Triebs (1948–1958) und die ersten emanzipierten Schritte ins Leben (1958–1968). Dass er in Basel als Sohn des Romanisten, Gymnasiallehrers und Übersetzers Walter Widmer in einer Bücherhöhle aufgewachsen ist, wissen wir. Aber dass das Kind jederzeit vom

Untergang der Elternwelt bedroht war, erfahren wir erst jetzt. Die Mutter stammte aus einer wohlhabenden Familie aus Brusio – als der Grossvater sein Geld verliert, schneidet er sich die Pulsadern auf. Seine Enkelin findet ihn verblutet in der Badewanne. Von da an ist das Mädchen nicht «wie die anderen». Eine unglückliche, hoffnungslos eingebilddete Liebe zum Dirigenten Paul Sacher gibt ihr den Rest.

Die Mutter ist von jetzt an depressiv, ab und zu verschwindet sie – ins Sanatorium. Warum, weiss der Knabe nicht. Er sieht nur die Symptome: das immer starrer werdende Gesicht, die geistige Abwesenheit, das rätselhafte Disputieren mit fremden Geistern. Übermut und warmes Glück empfindet das Kind in diesem unbegriffenen Schmerzenterritorium vor allem mit dem französischen Kindermädchen, das mit ihm herumtollt. Später wird er sich wie magisch an die Eltern gekettet fühlen; ein überforderter, missbrauchter Jugendlicher, der meint, die Ehe und das Leben seiner Eltern retten zu müssen. Dazu gehören seine regelmässigen Kontrollgänge in den Kohlekeller, um zu prüfen, ob die Mutter in ihrem Blut da liege; oder an den Schreibtisch des Vaters, um sicher zu sein, dass die Pistole immer noch unter den Medikamenten versteckt liegt.

Älter geworden, beobachtet er sprachlos die Differenzen, die seine Eltern als Paar auseinanderreiben: Die gesellschaftlich ehrgeizige Mutter besucht gerne Konzerte, wobei sie in den Pausen irgendwelchen Professoren Artigkeiten serviert, was den Vater zur Weissglut treibt. Die haushälterische Mutter wiederum rechnet ihm verschwenderische Käufe von Büchern und Schallplatten vor – viel mehr, als er je lesen und hören könne.

Grüsse von der Puschlaver Posthalterin

Wer jetzt meint, Widmers «Reise an den Rand des Universums» sei ein Gang in das Jammertal der Kindheit, täuscht sich. Genauso wie es ihm gelingt, das Versteinerte in sich wiederzubeleben, schafft er es, die prallen Glücksmomente der Kindheit zu erwecken. Mit welchem zauberhaftem Porträt beschreibt er doch etwa La Rösa, dieses kleine Dorf am Berninapass hoch oben im Puschlav, wo die Familie in einem bescheidenen Steinhaus ohne Licht alljährlich die Ferien verbringt. Es ist die Herzlandschaft der italienisch sprechenden Mutter, die zuvor tagelang Kisten und Koffer packte: Leintücher, Kissenbezüge, Gläser, Scheuerlappen, die Schreibmaschine des Vaters, ein Stapel Papier und die unverzichtba-



Unerwartetes Glück und tiefste Einsamkeit: Schriftsteller Widmer vor seinem Atelier in Zürich.

ren Bücher – um nur das Allernötigste mitzunehmen! Noch selten hat man in der Schweizer Literatur ein derart liebevoll-ironisches Bild eines Bündner Dorfes gelesen in allen landschaftlichen, soziologischen und psychologischen Details. Es ist das Biotop einer italienisch-sprechenden Bevölkerung, deren Sprache man allerdings weder in Basel noch in Italien versteht. Wie die Posthalterin die gesamte Post des Dorfes liest und gerne über diesen halbdubiosen Umweg ungefragt Grüsse ausrichtet; wie die Kinder kindskopfgrosse Boviste auf den Wiesen sammeln und Brennholz für den Ofen; und wie man nachts bei Mondlicht und unter herunter-

rasenden Sternschnuppen zu Spaziergängen aufbricht – das ist ein Stück Geschichte, das von jetzt an zum festen Inventar der Schweizer Literatur gehören wird.

Kein Wunder, dass der Funke sofort auf den Leser überspringt. Unerwartetes Glück und tiefste Einsamkeit, schwindelnder Traum und schwärzeste Niederlage werden in dieser «Reise an den Rand des Universums» authentisch in das Porträt einer Familie gegossen. Entstanden ist ein Bilderbuch, das farbiger, plastischer und intensiver nicht sein könnte.

Urs Widmer: Reise an den Rand des Universums. Diogenes. 352 S., Fr. 32.90

Jazz

Zwiegespräch über den abwesenden Herrn P.M.

Von Peter Rüedi

Die Kunst des Duos ist, in der improvisierten Musik, eine der ganz grossen Herausforderungen. Kein Versteck, nirgends. Kann sich der Solist allenfalls in die Routine retten, in das, was die Finger unter Umgehung des Kleinhirns von selbst produzieren, sind die Partner eines Dialogs ohne Unterlass einander gegenseitig ausgesetzt, zum Einfall sozusagen aus Verantwortung verpflichtet. Hängt man selbst, lässt man den andern hängen. Es gab mal einen eigentlichen Duo-Boom im Jazz, und vieles daran langweilte mich. Im Duo gibt's kein Mittelmass, keine «noch interessante» Zwischenzone. Entweder geht's da ums Ganze, um Sein oder Nichtsein sozusagen, oder die Veranstaltung gleitet ins Etüdenhafte, ins Plapperhafte, oder sie wird zum virtuosen Schaukampf.

Das Duo des Bassisten Gary Peacock und der Pianistin Marilyn Crispell ist von der ganz anderen, der wahrhaft intimen Art. *Alone together*. Die beiden sind grosse Experten des ernsthaften, behutsamen, dem Partner Raum für Inspirationen eröffnenden Zwiegesprächs. Der Bassist hatte schöne Dialoge mit Ralph Towner, Paul Bley, Bill Frisell und Marc Copland, Crispell zuletzt mit dem Klarinettenisten David Rothenberg, den Drummern Gerry Hemingway und Louis Moholo geführt, unter vielen andern. Aber für beide ist diese Begegnung eine Art intimes Nonplusultra, in völlig freien, spontan entwickelten kollektiven Erfindungen («Leapfrog», «Blue», «Azure») und in strukturierterer, lyrisch melodischer Musik, wie sie die Pianistin, die aus der radikaleren Ecke der freien Improvisation kommt, in letzter Zeit mehr und mehr sucht («Goodbye», «Waltz After David M.», Peacocks «Lullaby» und «The Lea»). Und dann ist da noch ein anderer Grund, weshalb dieses Duo so anders ist. Dass es, für mich, gar kein Duo ist. Weil ich in dieser Raummusik stets einen imaginären Dritten mithöre, den 2011 verstorbenen Paul Motian, mit dem zusammen Peacock und Crispell bei ECM zwei der schönsten Trio-Alben der letzten Jahrzehnte einspielten («Nothing Ever Was, Anyway», 1997, und «Amaryllis», 2001).



Gary Peacock/Marilyn Crispell: Azure. ECM 2292 370 8869

Top 10

Knorr's Liste

1	The Bling Ring Regie: Sofia Coppola	★★★★☆
2	Elysium Regie: Neill Blomkamp	★★★★☆
3	The Sapphires Regie: Wayne Blair	★★★★☆
4	The Lone Ranger Regie: Gore Verbinski	★★★★☆
5	Shadow Dancer Regie: James Marsh	★★★★☆
6	Frances Ha Regie: Noah Baumbach	★★★★☆
7	Now You See Me Regie: Louis Leterrier	★★★★☆
8	Pain & Gain Regie: Michael Bay	★★★★☆
9	Trance Regie: Danny Boyle	★★★☆☆
10	Mr. Morgan's Last Love Regie: Sandra Nettelbeck	★★★☆☆

Kinozuschauer

1 (-)	Pain & Gain Regie: Michael Bay	20 342
2 (1)	Elysium Regie: Neill Blomkamp	15 976
3 (4)	Despicable Me 2 Regie: Pierre Coffin, Chris Renaud	13 135
4 (5)	The Smurfs 2 Regie: Raja Gosnell	12 874
5 (2)	The Lone Ranger Regie: Gore Verbinski	9 597
6 (3)	Percy Jackson: Sea of Monsters Regie: Thor Freudenthal	7 705
7 (6)	Grown Ups 2 Regie: Dennis Dugan	7 474
8 (7)	Now You See Me Regie: Louis Leterrier	4 730
9 (-)	The Conjuring Regie: James Wan	4 433
10 (-)	Mr Morgan's Last Love Regie: Sandra Nettelbeck	2 997

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	Oblivion (Universal)
2 (-)	Kokowäh 2 (Warner)
3 (1)	G. I. Joe – Die Abrechnung (Rainbow)
4 (2)	Shootout – Keine Gnade (Rainbow)
5 (4)	Voll abgezockt (Universal)
6 (3)	Ich – einfach unverbesserlich (Universal)
7 (-)	Beautiful Creatures (Ascot Elite)
8 (5)	Parker (Rainbow)
9 (7)	Django Unchained (Sony)
10 (-)	Vehicle 19 (Impuls)

Quelle: Media Control



Verdrehte Pippi Langstrumpf: Helen (Carla Juri) in «Feuchtgebiete».

Kino

Fasziniert von Körpersäften

Charlotte Roches Skandalbuch «Feuchtgebiete» wurde verfilmt und spielt schrecklich gewissenhaft mit dem Ekel.

Von Wolfram Knorr

Die einzige Überraschung findet sich bereits im Vorspann: Das ZDF hat mitproduziert. Die Mainzelmännchen vom Lerchenberg? Bei einem Film, der lustvoll warnt, er enthalte Szenen, «die die Sensibilität einiger Zuschauer schockieren könnten»? Jener Sender mit den sacharinsüssen Rosamunde-Pilcher-Melodramen («Gezeiten der Liebe»), Carmen-Nebel- und Jörg-Pilawa-Shows, den Sinnenfreuden für Senioren? Vielleicht genau deshalb. Der Sender habe ja auch mit Oliver Pocher verhandelt, um die Jugend zu locken. Also warum sich nicht an der Story einer Achtzehnjährigen mit Analsuffizienz beteiligen, die natürlich skandalisiert und zur frohen Botschaft für Autorin und Verlag wurde? An so was schmeisst sich der Film bekanntlich gerne. Ob's verfilmbar ist oder nicht. Das steigert nur die Neugier.

«Feuchtgebiete», Charlotte Roches Manifest schamloser Ungeschminktheit, erschien – goldrichtig – in einer tabulosen Zeit, in der geruchsbildende Bakterien ein letztes Tabu sind, und Roches Buch handelt genau davon: von Sekreten und ihren Gerüchen, einem ramponierten Arschloch und Ausscheidungen aller Art. Zur Weltpremiere an den Filmfestspielen Locarno strömten folglich alle. Im Mittelpunkt stehen Helen (Carla Juri), ein wuschelköpfiger Teenager, der von Körpersäften fasziniert ist und eigentlich damit provozieren will, die ge-

schiedenen Eltern (Axel Milberg, Meret Becker), die nur an Sex interessiert sind und Helen vernachlässigen, und überhaupt die ganze Gesellschaft, die verklemmt. Bei einer Intimirasur verletzt sich Helen und muss wegen einer Analfissur ins Krankenhaus. Dort will der zynische Proktologe (Edgar Selge) sie rasch loswerden, während sie den Pfleger Robin (Christoph Letkowski) mit Wünschen nach «Mösensaft» und einer Pizza voller Sperma heiss macht.

Manchmal erinnert die Verfilmung David Wnendts, der mit «Kriegerin» ein beachtliches Debüt schuf, auf eigenartige Weise an die «Schulmädchen-Reporte», im spiessigkeimfreien Sexgetue. Gerade weil Wnendt «Trainspotting» von Danny Boyle nacheifert und mit dessen stilistisch-technischen Mitteln wie Freeze-Frames und Zeitraffer spielt. Nur dienen die bei Boyle dem Inhalt und steigerten die dynamisch rasante Komik. Bei Wnendt reicht es nur zu statischer Hektik mit geringem inhaltlichem Bezug. Die herzerfrischend propere Helen mit ihrem fröhlichen Liselotte-Pulver-Maria-Schell-Gemüt, wirkt wie eine verdrehte Pippi Langstrumpf. Statt in der Villa Kunterbunt ist ihr's pudelwohl im versifften Untergrund. Skandalträchtig ist daran kaum was, höchstens mal eklig; aber auch das fängt die viel zu krekelige Carla Juri in ihrer beeindruckenden Frische auf. Man

nimmt ihr die Revolte gegen den Hygiene-wahn nicht ab.

Ausserdem gab's das alles schon, in einer Zeit, die dafür wirklich Mut verlangte. So etwa bei John Waters, dem Grossmeister der Geschmacksverletzung, dem «Schund-Papst» (William Burroughs), der keine Ekelei ausliess. Der Trash-Titan provozierte aus den gleichen Gründen wie Charlotte Roche. Seine Filme galten als «Explosion einer Jauchegrube». Für «Polyester» (1981) erfand er den Geruchsfilm, damit der Zuschauer riechen konnte, worüber Helen doziert. Es ist wieder mal, wie oft im deutschen Film, viel Behauptung, wenig Anschauung. Der Skandal reine Koketterie. Wnendt weiss genau, wie weit er visuell gehen kann, um nicht ernsthaft anzuecken. Ausserdem schlägt sich der «Skandal-Film» am Ende hasenfüssig in die Büsche: Helen outet sich als Romantikerin – sie will die Ehe der Eltern kiten. Deshalb kein Problem fürs ZDF, gerade wegen Hämorrhoiden und Gemüse. Um die geht's doch auch in der Werbung des Vorabendprogramms, in der allerlei Flüssigkeiten empfohlen werden, wie etwa «schonend abführende» Mittel. Die «Feuchtgebiete» würden kaum auffallen. ★★☆☆☆

Weitere Premieren

To the Wonder — Terrence Malick, letzter grosser Hollywood-Aussenseiter, der die



Javier Bardem und Ben Affleck in «To the Wonder».

Fragen Sie Knorr

Was halten Sie denn von dem mysteriösen Terrence Malick? Eine Freundin von mir hält ihn für genial. Für mich sind seine Filme der reine Kitsch, ausser «The Thin Red Line». Den fand ich ganz toll. B. S., Luzern



Da sind Sie nicht alleine. Aber bei der Meinungsverschiedenheit zwischen Ihnen und Ihrer Freundin geht es vermutlich um den letzten Film, «The Tree of Life», bei dem sich in der Tat die Geister scheiden, und zwar ziemlich heftig. Malick ist auf jeden Fall einer der letzten

Öffentlichkeit scheut und mit poetisch-sperigen Filmen die Meinung spaltet («The Tree of Life»), hat mit seinem jüngsten Opus den Bogen überspannt und zelebriert nur mehr mit delirierenden Bildern das Wesen der Liebe zwischen einem Mann (Ben Affleck) und zwei Frauen (Olga Kurylenko, Rachel McAdams). Eine zu schwurbelige Andacht. Der Film ist wie Affleck, der als Schauspieler die Ausstrahlung einer Badezimmerkachel verströmt. ★★☆☆☆



Bestes Zeitkolorit: «The Look of Love».

The Look of Love — In den frühen siebziger Jahren machte in England ein gewisser Paul Raymond Furore, der nicht nur die Popszene mit aufmischte, sondern vor allem dank seiner Strip- und Nachtclubs London aus puritanischer Schmallippigkeit sprengte und schwerreich wurde. Michael Winterbottom («24 Hour Party People», «9 Songs») widmete dem aufgewirbelten Selfmademan ein schmissiges Porträt in bestem Zeitkolorit. Grossartig ist vor allem Steve Coogan als Raymond. ★★☆☆☆

Halb so wild — Fünf Freunde machen im Tessin gemeinsamen Urlaub und geraten durch ein «Wahrheitsspiel» aneinander. Das Erstlingswerk des Brienzers Jeshua Dreyfus kostete 140 000 Franken und verdient Respekt, auch wenn die Story leider gar nicht wild ist. ★★☆☆☆

radikalen Autorenfilmer, wenn nicht überhaupt der letzte. Vor allem kennzeichnet ihn eine starke spirituelle Neigung, die heute alles andere als opportun ist. Er will die reine Bild-Erzählung jenseits jedes Story-Gerüsts. Das sind in einer Zeit totalen Kommerzes Kamikaze-Einsätze, die Respekt verdienen, auch wenn sie nicht unbedingt auf Gegenliebe stossen. Der studierte Philosoph hat angeblich noch weitere Projekte in der Pipeline. Da kann man gespannt sein.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

Zehn Betreuer für einen Straftäter

Von Rico Bandle

In grossen Lettern berichtete der *Blick* am Dienstag von einem «Sozial-Wahn». Die Zusammenfassung der Geschichte stand auf der Titelseite: «Zürcher Jugendanwalt zahlt Messerstecher (17) Privatlehrer, 4¹/₂-Zimmer-Wohnung und Thai-box-Kurse. Kosten: 22 000 Franken pro Monat.» Die Zeitung berief sich auf die Fernsehsendung «Reporter» vom letzten Sonntag. Wie kommt es, dass SRF einen solch brisanten Beitrag ausstrahlt, und niemand ausser dem *Blick* merkt's?

SRF-Reporter Hanspeter Bani hatte offensichtlich gar nicht die Absicht, einen Sozialhilfeskandal aufzudecken, sondern er wollte den durch seine Hippiekluft auffallenden Jugendanwalt Hansueli Gürber wohlwollend porträtieren. «Vielleicht ist es sein Aussehen, vielleicht seine verständnisvolle Art – Hansueli Gürber gewinnt schnell das Vertrauen von jugendlichen Tätern», heisst es zu Beginn des Films. «Bewusst spricht er [Gürber] von «seinen» Jugendlichen, weil er sie gern hat und ihnen Perspektiven geben möchte.»

Wie gern er die Jugendlichen hat, zeigte sich, als er anerkennend lächelte, wenn ein Straftäter ihm von seinem Delikt erzählte. Und welche Perspektiven er ihnen bietet, als er Carlos besuchte, einen 17-Jährigen, dessen Strafregister «ganze Ordner füllt». Auf seine Veranlassung hin kümmern sich zehn Personen um den gewalttätigen Jugendlichen, eine Sozialarbeiterin lebt dauerhaft mit ihm in der 4¹/₂-Zimmer-Wohnung, die ihm das Sozialamt zur Verfügung stellt. Die Ausmasse dieses Betreuungsexzesses wurden eindrücklich sichtbar, als alle zehn Betreuer, Anwälte, Kampfsporttrainer, Privatlehrer et cetera zusammenkamen, um mit Carlos über seine Fortschritte zu reden. Ob er denn nicht als Fitnesstrainer arbeiten wolle, wurde er gefragt. Er könne nicht schaffen, antwortete er, was von den Betreuern verständnisvoll akzeptiert wurde.

«Ich denke, wir sind auch zu Recht mild», sagte Gürber auf eine schüchterne Intervention des Reporters. Er zeigte dem Reporter bei sich zu Hause noch seinen privaten Reptilienzoo und erzählte von seinem Doppel-leben mit zwei Frauen. Doch das interessierte nach dem Fall Carlos alles nicht mehr.

Reporter – Der Jugendanwalt:
Sonntag, 21.40 Uhr, SRF 1

Fest der Furchtlosen

Interessante Leute und gute Gespräche am Sommerfest der *Weltwoche*. Von *Hildegard Schwaninger*



Fierlich: Werberin Danielle Lanz (rechts vorne) bei der *Weltwoche* im Zürcher «Terrasse».

Die *Weltwoche* lud zu ihrer traditionellen Sommerparty und feierte nebenbei ein bisschen ihren 80. Geburtstag. Etwa 250 Gäste nahmen die Einladung an und strömten letzten Mittwoch ins Zürcher «Terrasse», es war einer der letzten schönen Sommerabende. Verleger **Roger Köppel** stand braungebrannt und bestgelaunt am Eingang und begrüßte jeden Gast mit Handschlag. Das Fest war frisch und fröhlich, aber auch intellektuell anregend. Interessante Menschen waren da, Wischiwaschi-Smalltalk gab es wenig, man hatte Chancen, Gesprächspartner zu treffen, die etwas zu sagen haben. Menschen mit Format und Esprit. Ein freies Fest: Es gab keine Kleidervorschriften, aber genug zu essen und zu trinken. Und es gab, mit Ausnahme einer kurzen Begrüssung durch Gastgeber Köppel, keine Ansprachen. Das einzige Programm waren die spannenden Gäste. Und, natürlich, der Auftritt von Hausherr **Rudi Bindellas** Band «Les Moby Dicks». Wo kommt es noch vor, dass ein erfolgreicher Gastronomieunternehmer selber hinter Schlagzeug sitzt? Und wo in der Schweiz gibt es das noch, dass zwei völlig unterschiedlich denkende Menschen friedlich miteinander zu Tisch sitzen? Wie man **Christoph Blocher** und **Adolf Muschg** reden sah, hatte das schon etwas von der utopischen Romantik der alten «Don Camillo und Peppone»-Filme. Der grüne Nationalrat **Balthasar Glättli** war ein ebenso

gern gesehener Gast wie seine Kollegen **Christoph Mörgeli** und **Doris Fiala**, die mit ihrem Mann **Jan** da war und ein türkisblaues Kleid trug; **Silvia Blocher** kam in Knallgrün. Grün ist – modisch jedenfalls – die Farbe der Stunde. Ständerat **Felix Gutzwiller** trug Hut und traf die Parteikollegen **Maurus Zeier**, Präsident der Jungfreisinnigen, und die FDP-Feministin **Claudine Esseiva** sowie **Hans-Peter Portmann** (LGT-Bank).

Wer von allen geliebt sein will, darf nicht Journalist werden. Dass die *Weltwoche* gerade



Bestgelaunt: Köppel, Rhomberg.

wegen ihrer Direktheit und wegen ihrer Furchtlosigkeit, eine eigene Meinung zu vertreten, geachtet wird und Freunde hat, konnte man an diesem Sommerfest spüren. Dem Her-

ausgeber der Zeitung sowie den vielen anwesenden *Weltwoche*-Journalisten schlug grosse Sympathie entgegen. Die Zeitung, so sah es aus, hat – trotz oder wegen ihres Mutes – viele Freunde. Gäste aus anderen Verlagshäusern waren zugegen: *NZZ*-Feuilletonchef **Martin Meyer**, der designierte *Blick*-Chefredaktor **René Lüchinger** und sein Stellvertreter **Andreas Dietrich**, **Christine Maier** («10 vor 10», und bald *Sonntagsblick*-Chefin), **Claude Baumann** (Finews AG), **Matthias Ackeret** (*Persönlich*), Dokumentarfilmerin und Filmproduzentin **Astrid von Stockar**. **Roger Schawinski**, der auf seinem Sender Radio 1 mit Köppel das wöchentliche Duell zweier Alphamänner zelebriert («Roger gegen Roger»), zeigte seinen neuen Look: Vollbart. Die Showbranche war vertreten durch **Nubya** und **Pepe Lienhard**, **Christian Jott Jenny** (Festival da Jazz St. Moritz) aka **Leo Wundergut**, Alleinunterhalter und Gesellschaftstenor, die Mode durch **Sabine Parenti** (Cashmere), **Volker Herre** (Hugo Boss) und **Thomas Rieffel** (Madison Clothing Company); die Schönheit durch **Marietta Budiner** (Shiseido) und **Christoph Wolfensberger** (Chirurgie); die Lebenslust durch **Peter Riegger** (Weinhandel). Bestsellerautor **Rolf Dobelli** («Die Kunst des klaren Denkens»), privat ein guter Freund von Köppel, war da und Entertainmentmogul **André Béchir** sowie **Martin Janssen**, Institut für Banking und Finance der Universität Zürich. Man sah mar-



Gern gesehen: Gutzwiller, Fiala, Wolfensberger.

kante Köpfe der Wirtschaft: **Urs Rohner** von CS, **Oswald Grübel**, **Thomas Matter** (Matter Group), **Martin Ebner**, **Miriam Blocher** (Läckerli-Huus), **Philipp Rhomberg** (Toyota), **Morten Hannesbo** (Amag), **Marcel Guerry** (Mercedes), **Eric J. Tveter** (Cablecom), **Dominik Zehnder** (Kehrli & Zehnder Family Office Services), **René Beyer** (Beyer Chronometrie). Die PR-Grössen **Christoph Richterich** und **Claudio Righetti** und Event-Manager **Schoscho Rufener**. Und natürlich – als Blickfang und moralische Unterstützung: Roger Köppels aus Vietnam stammende Muse, seine schöne Frau **Bich-Tien**.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Kontrolliertes Trödeln

Die Autorin Antje Diller, 39, und der Redaktor Gerd Wolff, 50, sprechen im zweiten Teil des Gesprächs über die Vorurteile, denen sogenannte Rabenmütter ausgesetzt sind.



«Gute Nerven»: Wolff und Diller.

Antje: Während andere Mütter noch schlafen, sitze ich schon am Schreibtisch. Wenn sie abends vor dem Fernseher aufs Sofa sinken, setze ich mich an meine Arbeit. Auf dem Stepper im Fitnessstudio erledige ich E-Mails und lese Fachliteratur. Auf Autofahrten telefoniere ich viel geschäftlich und pflege private Kontakte. Bei mir bleibt kaum eine Minute ungenutzt. Ich trödele niemals, es sei denn, ich nehme es mir vor. Mein Tempo sei eines, bei dem man kaum mithalten könne, werfen mir manche Frauen vor. Die, die ähnlich schnell sind und es genauso machen, sind gute Freundinnen und Geschäftspartnerinnen, manche sogar beides. Mein Job erlaubt es mir oft, meine Arbeitszeit einzuteilen. Das bedeutet für mich, häufig zu arbeiten, wenn andere noch schlafen oder schon Pause machen. Mir ist klar, dass dies nicht in jedem Beruf möglich ist. Aber es gehören auch Fleiss und Disziplin dazu, die man einbringen muss, um dieses Modell erfolgreich durchzuziehen. Ich breche keinen Stab über jene, die weder diesen Kraftaufwand auf sich nehmen möchten noch das Tempo durchhalten. Ich möchte aber klarstellen, dass es möglich ist, als berufstätige Frau, Mutter und Ehefrau zu reüssieren.

Gerd: Dass doppelbelastete Paare stärkeren Turbulenzen in der Beziehung ausgesetzt sind

als andere, mag stimmen. Die Tendenz, dass Frauen ihre Berufs- und Arbeitspensen aus diesem Grund verringern, finde ich kontraproduktiv. Berufstätige Mütter sprechen offen über die schwere Last des schlechten Gewissens. Alles, was Mütter tun, wird von anderen Frauen zudem beurteilt, und über den berufstätigen «Rabenmüttern» schwebt der Generalverdacht, sie würden ihre Kinder vernachlässigen. Damit nicht geschieht, was statistisch erwiesen ist – die Frauen machen bei gleichem Jobpensum wie der Mann viel mehr im Haushalt –, haben wir genaue Regeln aufgestellt: Wer gerade zu Hause ist, übernimmt die dort anfallenden Aufgaben – ohne Wenn und Aber. Das heisst, ich besuche Elternabende, mache die Wäsche, gehe einkaufen und bin über die Sorgen, Freuden und Nöte meiner Kinder genauso gut im Bild wie meine Frau.

Antje: Vielleicht ist Gerd eine löbliche Ausnahme, was mir aber auch auffällt, ist, dass die berufstätigen Mütter nur schwer loslassen können: Wenn sie es einmal geschafft haben, zu akzeptieren, dass Männer Kinder anders anziehen und andere Dinge in die Wickeltasche packen, es zudem verschiedene Arten gibt, die Wäsche aufzuhängen oder die Spülmaschine einzuräumen, ist der erste Schritt zu einem stressfreieren Alltag getan.

Gerd: Doppelbelastete Frauen und Männer müssen über Organisationstalent, gute Nerven und ein dickes Fell verfügen, wenn sich die anklagende Vollzeitmutter-Front negativ über sie äussert. Dort kursiert das weibliche Dauer-Argument: «Das Geld, das ich erwirtschaften würde, ginge für die Kinderbetreuung drauf, also lohnt sich Arbeiten nicht.» Das ärgert uns. Man sollte bei diesem Thema langfristig denken: Niemand verlangt von Frauen, dass sie acht Wochen nach der Entbindung achtzig Stunden pro Woche arbeiten. Wichtig ist, dass sie schnell wieder mit ein paar Stunden einsteigen und sich auch während der Babypause für den Beruf und ihren Arbeitgeber interessieren. Nur schon aus Selbstschutz: Klappt es mit der Ehe nicht, ist der Neuanfang besser zu schaffen, wenn beide auch für sich selbst sorgen können.

Antje Diller-Wolff: Rabenmütter und Heimchenväter – Von Frauen mit Kind im Beruf und Männern in Elternzeit. Schwarzkopf & Schwarzkopf. 248 S., Fr. 15.90
Protokoll: Franziska K. Müller

Die neue Justitia

Von Andreas Thiel — Der Geist der Justizministerin in der Rechtsprechung.

Passant A: Was ist denn das für eine neue Figur an der Bundeshausfassade?
Passant B: Das ist die neue Justitia. Sie wurde von unserer Justizministerin in Auftrag gegeben.

Passant A: Und warum hält sie statt eines Schwertes Silbermünzen in der Hand?

Passant B: Das ist der Lohn der Gerechtigkeit.
Passant A: Der Lohn für welche Gerechtigkeit?
Passant B: Keine Ahnung, es ist symbolisch gemeint und geht um Anerkennung im Ausland oder die Lieferung von Bankkundendaten, aber so genau habe ich diese neue Symbolik auch nicht begriffen.

Passant A: Und was war am Schwert verkehrt?
Passant B: Das Schwert ist gemäss der Justizministerin nicht nur ein Symbol der Rechtsprechung, sondern auch ein Symbol des Widerstandes und könnte negative Signale ans Ausland senden. Die Silbermünzen hingegen zeigen, dass unsere Gesetze verhandelbar sind.
Passant A: Und die Waage hat ja nur noch eine Waagschale.

Passant B: Das symbolisiert die Effizienzsteigerung nach einer Verwaltungsreform unserer Justizministerin.

Passant A: Was soll an einer Waage ohne Gegengewicht effizient sein?

Passant B: Es muss jetzt nicht mehr Pro und Kontra abgewogen werden. Die neue Justitia lässt nur noch Pro abklären, um Argumente für die nächste Medienkonferenz zu erhalten.

Passant A: Und sie steht auf einem Berg von Gesetzbüchern. Immerhin scheint das Gesetz doch noch das Fundament der Rechtsprechung zu sein.

Passant B: Nein, das interpretierst du völlig falsch.

Passant A: Soll es etwa bedeuten, dass die neue Justitia das Recht mit Füßen tritt?

Passant B: Nein, es heisst, dass sie über dem Gesetz steht.

Passant A: Und warum hat die neue Justitia nicht mehr die Augen verbunden, sondern trägt eine Sonnenbrille?

Passant B: Sie ist jetzt vollkommen blind.



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Coming home

Von Peter Ruedi



Der «Guide Hachette», eine der brauchbaren Navigationshilfen auf dem Ozean Wein, hat eine schöne eigene Kategorie. Sie heisst «Coups de cœur» und ist Weinen vorbehalten, bei denen auch die Redaktion weiss, dass ihnen mit Sternen und Punkten nicht beizukommen ist. Auch ich habe meine Herzensangelegenheiten. Ihnen die Treue zu halten, muss ich mich nicht mal anstrengen. Schwankungen von Jahr zu Jahr halten sie so problemlos aus wie Freundschaften gelegentliche Verstimmungen.

Nicht, dass mir mein «Coup de cœur» St-Saphorin «Les Blassinges» 2012 einen solchen Härte-test abverlangen würde. Besser oder schlechter, ist da ohnehin keine Frage. Dass jedes Jahr anders ist, macht den Reiz aus. Privilegierte Jahre sind ein Glück, durchzogenere eine Herausforderung, und in denen zeigt sich das Format des Winzers. 2011 machte sich die Aromatik, die Konzentration in den Trauben sozusagen von selbst im Lavaux. 2012 musste Pierre-Luc Leyvraz dafür schon einiges tun: Auf einen gemässigten Sommer folgte ein eher feuchter Herbst, die Ernte verzögerte sich um drei Wochen (verglichen mit 2011).

Am Ende sieht sich, bei vergleichbarem Resultat, der verwöhnte Konsument vor die (unangenehm moralische) Frage gestellt, was er höher schätze: das Geschenk der Götter oder die Arbeit des Landmanns? Leyvraz ist auf seinen 3,3 Hektaren ein Weltmeister des Chasselas. Worauf es ihm ankommt: «l'équilibre», das Gleichgewicht. Die Akzente verschieben sich, mal in Richtung einer pikanteren Mineralität, mal in die einer breiteren Frucht. Mal etwas mehr, mal etwas weniger Säure. Den Charakter macht die Harmonie. Der Zusammenklang der Gegensätze. Das klingt jetzt nach Jacob Burckhardts «concordia discors» oder sonst einer gebildeten Anstrengung. Ist aber ganz einfach zu erfahren: im 2012 abermals wunderbar gelungenen «Les Blassinges». Alle Jahre wieder. Einen Heimathafen wie diesen St-Saphorin braucht der volatile weinreisende Odysseus ja. (Schon fragt er sich übrigens, was ihn übers Jahr erwartet. Welchen Wein wird Pierre-Luc Leyvraz diesem verrückten 2013 ablisten?)

Pierre-Luc Leyvraz: St-Saphorin Les Blassinges 2012. 12,2%. Fr. 16.20. www.leyvraz-vins.ch

Flotte Matrosen

Von Jürg Zbinden



1 — Im September gehen «Classique» und «Le Male» als Duo an Bord. Erstmals hüllen sich beide Düfte in jenes Kleidungsstück, das zum Wahrzeichen der Modewelt Gaultiers geworden ist: das Streifen-Shirt, das der Modeschöpfer sich einst vom Matrosen Querelle aus Fassbinders gleichnamigem Film abgeschaut hat und das ihm seither immer wieder als Quelle der Inspiration dient. Damit hatte Gaultier sich schon früh das Outfit und den Dresscode einer Berufssparte zu eigen gemacht, über deren Konventionen er sich mit jeder neuen Kollektion humorvoll-provokant hinwegsetzt. «Mit ihren Tattoos spiegeln die Matrosen das Bild des *bad boy* wider, das mir sehr gefällt, das Bild des Frauenhelden und Aussenseiters, der in jedem Hafen eine Braut oder einen Lover hat!» So J. P. Gaultier zum Thema Seeleute.

Die Duft-Ikone «Classique» bleibt ihrer Eau-de-Toilette-Variante treu: Rose und Orangenblüte machen sie im Gespann mit würzigen Ingwer- und Vanillenoten sexy und sinnlich. Die Flakons der Ikonen kommen im kontrastierenden Partnerlook daher: Ihr Matrosenhemd ist blau geringelt auf weissem Grund, die Blechdosen zeigen sich ebenfalls in Matrosen-Shirts und mit feurig rotem Love-Tattoo. Edition col-

lector Eau de Toilette «Classique» (100 ml), etwa Fr. 142.–. Ab September im Fachhandel.

2 — Auch «Le Male» bleibt seinen Ursprüngen treu. Mit maskulinen und zugleich sinnlichen Lavendel-, Minze- und Vanillenoten, aber matrosenhafter denn je. Edition collector Eau de Toilette «Le Male» (125 ml), etwa Fr. 112.–. Ab September im Fachhandel.

3 — René Lacoste ist eine französische Sportlegende. Der Spitzname des dreimaligen French-Open-Siegers lautete «Le crocodile». Sein Freund und Kollege Robert Georges entwarf das Krokodilslogo 1927. Die Polohemden von Lacoste boomten in den achtziger Jahren, als die Yuppies und Preppies Marken wie Tommy Hilfiger oder eben Lacoste enorm populär machten. Das Ringelminikleid hat – wie ein Grossteil der Herbst/Winter-Kollektion – einen nautischen Touch und ist nicht für tiefe Temperaturen gemacht. Lacoste gibt es in Zürich zu kaufen bei Boutique Lacoste am Rennweg 28, bei Jelmoli – The House of Brands an der Bahnhofstrasse, im Flughafen Zürich im Airport Center, in Basel an der Freien Strasse 82, in St. Gallen an der Spisergasse 4 und in Zug an der Neugasse 17.



Auto

Mein Sommer im grossen Jaguar (I)

Die moderne Familie reist entspannt zurückgelehnt in einer grossen Limousine in die Ferien. *Von David Schnapp*

Als Autotester fahre ich natürlich in die Ferien, aber wenn man ein paar Wochen und Hunderte Kilometer unterwegs ist, wird der Wahl des passenden Wagens grösste Bedeutung zuteil. Eine grosse, bequeme Limousine erschien mir ideal, und zum Glück stand auch noch ein schönes Exemplar zur Verfügung: Der Jaguar XJ gehört zu den elegantesten Erscheinungen in der Oberklasse. Ein mächtiges Fahrzeug mit dynamischer Linienführung, wobei allerdings vor allem das steile Heck bei der eher konservativen Kundschaft nicht durchwegs gut ankommt.

Denn ein Verkaufrenner ist der XJ hierzulande nicht, 56 Stück wurden gemäss Statistik von Auto Schweiz 2013 bisher verkauft. Im ganzen Jahr 2012 waren es 63 Modelle. Die Tendenz immerhin ist positiv, was wohl damit zu tun hat, dass es den XJ jetzt auch mit Allradantrieb gibt, allerdings nur in Kombination mit dem Sechszylindermotor mit Kompressoraufladung. Das 4x4-System von Jaguar steigert den Fahrkomfort, auch wenn kein Schnee auf den Strassen liegt. In schnellen Kurven bleibt der Wagen neutral, die Kraft kommt sauber

auf den Boden, und bei nassem Untergrund fühlt man sich sicher.

Ich fuhr zunächst aber über die trockene deutsche Autobahn, den Tempomaten mit Abstandsradar auf die mit meiner Frau vertraglich vereinbarte Höchstgeschwindigkeit von 180 km/h eingestellt. Das ist ein angenehmes Reisetempo in diesem Wagen, Wind- und Abrollgeräusche sind dezent, die Luftfederung arbeitet sehr komfortabel, auch wenn sie je nach Untergrund etwas zu Schaukelbewegungen neigt. Etwas unharmonisch reagiert bisweilen der Abstandsregler, der zu abrupten Bremsmanövern neigt. Da gibt es Konkurrenzsysteme, die sanfter arbeiten.

«Florenz an der Elbe»

Wir fahren in die «Stadt der Moderne» (Chemnitz), wo ein Jaguar XJ so exotisch wirkt wie eine Giraffe Anfang des 19. Jahrhunderts in Europa. Es folgte Dresden, das «Florenz an der Elbe». Eine wirklich schöne Stadt, dessen «barocke und mediterrane Architektur in der landschaftlich reizvollen Lage an der Elbe» (Wikipedia) hingegen sehr gut zu dem britischen Luxusauto passt, wie mir schien.

Das Zwischenfazit: Mit dem XJ lässt sich nicht nur entspannt und komfortabel reisen, sondern auch formvollendet.

Nächste Woche: mit dem Jaguar XJ über Brandenburg an die Ostsee und zurück nach Hause

Jaguar XJ 3.0 V6 4x4 Portfolio

Leistung: 340 PS, Hubraum: 2995 ccm

Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h

Preis: Fr. 124 000.–, Testwagen: Fr. 142 810.–

Zu Tisch

Kleinod im Quartier

Von David Schnapp



Es ist eine Binsenwahrheit, aber halt wahr, dass das Gute oft nah ist und man es deshalb leider gern übersieht. So eine Entdeckung machte ich kürzlich, nachdem ich von der grossen Sommerfahrt (s. Artikel links) zurückgekommen war: Das «Tizziani» in Zürich Wipkingen liegt unauffällig an einer Hauptstrasse und ist benannt nach Remo Tizziani, einem Pionier der hiesigen Szene-Gastronomie. Das sollte Leute nicht abschrecken, denen wichtiger ist, was auf den Teller kommt, als wer auch noch im Restaurant sitzt.

Das Lokal ist klein und romantisch; Kerzenlicht, Holztische und dazu ein paar Sitzplätze auf dem Trottoir. Alles bleibt überschaubar. Wie die kleine Karte, die Vertrauen schafft, weil man davon ausgehen kann, dass alles frisch ist. Dazu kommt mit Krista Ellensohn eine Frau am Herd und mit Igor Dachivets ein freundlicher, aufmerksamer Mann im Service.

Ellensohn pflegt eine einfache, aber geschmackvolle Küche, arbeitet geschickt mit Gewürzen und kombiniert Bürgerliches mit mediterranen oder orientalischen Noten. Zum Apéro wird ein forsch abgeschmeckter Feta-Brottaufstrich serviert, es folgt als Amuse-Gueule eine Wasabi-Mousse mit einer im Tempurateig ausgebackenen Mangoscheibe. Die zarte Rettichschärfe und die knusprige Süsse der Frucht sind ein idealer Einstieg. Meine Vorspeise ist ein Sommerklassiker, den ich kaum je besser gegessen habe als hier: ein leichtes Vitello tonnato aus zartem Kalbfleisch an einer erfrischenden, leicht säuerlichen Sauce, der glücklicherweise nicht mit dem unkontrollierten Einsatz von Mayonnaise der Garaus gemacht wurde. Dem Siedfleisch vom Kalbshohrücken im Hauptgang fehlt etwas Salz, aber in Kombination mit einem Brotsalat und einer kräftigen Sauce tartare schmeckt auch dieses ausgezeichnet. Zum Schluss gibt es einen tollen Jogurtkuchen mit Cassis-Eis, einen cremigen Eiskaffee mit Gewürzen wie Zimt oder Kardamom und die erfreuliche Erkenntnis, dass es ein kulinarisches Kleinod im Quartier gibt.

Restaurant Tizziani: Höngerstrasse 10, 8037 Zürich. Tel. 044 273 50 40. Sonntags und montags geschlossen. 13 Gault-Millau-Punkte



«Monty, das ist die beste Idee»: Mystery-Man Shadow, 60, mit seiner Verlobten Audrey Tritto.

MvH trifft

Monty Shadow

Von Mark van Huisseling — Wer aussieht wie ein Zirkusdirektor vom Balkan und einen erfundenen Namen hat, kennt gute Geschichten.

Ich habe eine Frage an dich, du bist ein Referenzpunkt für mich: Wie findest du die «St. Moritz Art Masters»? (Ein Kunstevent; diese Frage stellt er mir, was ein *nice touch* ist und gescheit, weil man als Journalist meint, man sei Experte in fast allem, und «Referenzpunkt» ist eine Beschreibung, die man ebenfalls gelten lässt. Wir sind ein wenig bekannt miteinander, ich war in den vergangenen fünf Jahren jedes Mal an den St. Moritz Art Masters sowie auf anderen Veranstaltungen, für die er mitverantwortlich ist; 2007 etwa an den Laureus World Sports Awards, «Oscar des Sports», Wikipedia.) «Ich sage es dir: Ich finde, du hast die Veranstaltung seit vergangenem oder diesem Jahr auf die Landkarte der Kunstevents gesetzt.» (Finde ich wirklich, ich habe keine Aktien respektive Anzeigen von seinem Geschäft.) «Früher waren wir kommerzieller, ich mag Kommerz nicht. Ich habe zwei Millionen von meinem Geld investiert, es ist mir egal.

Jetzt holen wir die Leute, die wir wollen. Wir wollen keine Luxus-Show, keine Boote zeigen und so.» (Es geht darum, Kunstwerke in St. Moritz und der Umgebung zu zeigen – dieses Jahr etwa Ai Weiweis «Iron Tree», einen Zehn-Tonnen-Baum aus Stahl, in der reformierten Kirche.) «Wie lief's bis jetzt?» (Endlich Zeit für meine Fragen; die Veranstaltung begann am 23. August und dauert bis 1. September.) «Sehr gut, denke ich, wir haben Erfolg: Leute wie Jerry Speyer vom MoMA [Chairman des Museums für moderne Kunst, New York] oder Jeffrey Deitch vom MOCA [Direktor des Museums für zeitgenössische Kunst, Los Angeles; hat vor kurzem seinen Rücktritt angekündigt] haben positive Rückmeldungen gemacht. Auch Sam Keller, der heute abgefahren ist.»

«Was ist dein Geschäftsmodell? St. Moritz Art Masters sind ja keine Messe, wo man Kunst kauft, sondern ein Festival.» – «Ja, das ist es,

was ich wollte. Die Idee war nicht, einen Markt zu schaffen, sonst wird man zu kommerziell. Die Art Basel, mit grossem Respekt, ist fantastisch, heute aber zu kommerziell, finde ich. Ich wollte eine Highend-Veranstaltung schaffen. Viele Leute fragen mich: «Können wir die Fotografien kaufen?» [Es gibt auch Fotoausstellungen.] Ich gebe ihnen einen Kontakt zur Galerie oder so ...» – «Kennst du Bazon Brock?» – «Nein.» – «Professor für Ästhetik in Wuppertal, Hubert Burda hört auf ihn ...» – «Ja, ja, jetzt verstehe ich, Hubert ist ein Fan.» – «Er sagte über dich: «Im Dauerverkehr zwischen Ober- und Unterwelt unterwegs.» Wie findest du das?» – «Wenn du Erfolg haben willst, weisst du, musst du das lernen; du lebst zwischen der Realität und deinem Leben, wie einer aus «Transformers» [Hollywoodfilm, in dem der Kampf zweier ausserirdischer Stämme auf der Erde ausgetragen wird, IMDb]. Und «mein Leben leben» heisst ein gutes Leben haben, Leute kennen und nie Brücken hinter einem abbrennen.»

«Im Buch «This Town», das man in Amerika liest im Moment, steht, wenn man in Washington über einen sage: «Keiner weiss, was genau er macht», habe der es geschafft. Ich sage: «Keiner weiss, was genau Monty macht.»» – «Es ehrt mich und schmeichelt mir, dass du das konstatierst, es berührt mich. Wenn du meine Website montyshadow.com anschaut, steht dort «in progress», seit vierzehn Jahren ... [Bei mir kam «Server nicht gefunden».] Wenn ich alles, was ich gemacht habe, aufschreiben würde – Basketball gespielt für die Nationalmannschaft eines Landes mit Namen Jugoslawien; zwei, drei Masters abgeschlossen ... –, keiner würde es glauben. [Geboren in Kroatien, wohnt in Mailand, war Fotograf und Verleger, vermittelte Models, darunter Naomi Campbell.] Heute brauche ich das nicht mehr, ich versuche, die Social-Media-Welt zu ignorieren, sie macht einen zum Sklaven. Ich habe alles mitgemacht, war einer der Ersten mit zwei Autotelefonen; ich werde nie vergessen, als Gianni Agnelli, zu dem ich eine gute Beziehung hatte, anrief und meine Assistentin sagte: «Entschuldigen Sie, Avvocato, wir sind im Auto, und Monty spricht gerade am anderen Apparat» [eine seiner Assistentinnen war Anna Wintour, heute Chefin von *Vogue* Amerika], das war zirka 1993.»

«Gute Geschichte, aber was macht Monty Shadow, der eigentlich Cedomir Komljenovic heisst, genau?» – «Es macht keinen Unterschied für mich, ob die Leute es wissen oder nicht. Wenn ich ein Schreiber wäre, würde ich es aufschreiben. Es ginge um multinationale Unternehmen und Egomane ... Mein Freund Paulo Coelho, dem ich davon erzählte, sagte: «Monty, das ist die beste Idee, darf ich sie klauen?»»

Sein liebstes Restaurant: La Briciola, Via Solferino, 25, Mailand, Telefon +39 02 655 10 12. «Ich habe es mitgegründet.»



TOYOTA

ALWAYS A
BETTER WAY

UND WIEDER KLASSENBESTER. DER TOYOTA AURIS HYBRID TOURING SPORTS.



DER FORTSCHRITTLICHSTE KOMPAKT-KOMBI ALLER ZEITEN.

- Grösstes und variabelstes Platzangebot mit 530 bis 1'658 Liter Laderaum.
- Einziger Vollhybrid-Kombi in der Schweiz. Auch mit Benzin- und Dieselmotoren erhältlich.
- Rekordverdächtig tiefe Verbrauchs- und Emissionswerte als Vollhybrid: 3,7 l/100 km und CO₂ 85 g/km – und das bei 136 PS Systemleistung.
- Leichte und schnelle Anpassung an unterschiedliche Transportanforderungen dank dem einfachen Toyota Easy-Flat-Sitzsystem.
- Modernste Infotainmentsysteme Toyota Touch® und Toyota Touch&Go®.
- Komplette Ausstattung schon bei der Basisversion. Inkl. Toyota Gratis-Service 6 Jahre/60'000 km.
- Der neue Auris Touring Sports bereits ab Fr. 20'300.–** (inkl. Fr. 1'000.– Cash Bonus).

Auris Hybrid Touring Sports ab Fr. 32'600.–*. Mit 3,9% Leasing: Fr. 328.– pro Monat*. Jetzt Probe fahren!



toyota-hybrid.ch

*Berechnungsbeispiel basiert auf dem Listenpreis (empfohlener Netto-Verkaufspreis inkl. MwSt.). **Auris Hybrid Touring Sports** Luna 1,8 VVT-i Hybrid Synergy Drive®, 100 kW (136 PS), 5-Türer, Fr. 32'600.–, Leasingzins Fr. 328,85, Ø Verbrauch 3,7 l/100 km, Ø CO₂-Emissionen 85 g/km, Energieeffizienz-Kategorie A, Ø CO₂-Emissionen aller in der Schweiz immatrikulierten Fahrzeugmodelle: 153 g/km. ****Auris Touring Sports** Terra 1,33 Dual VVT-i 6-Gang-Getriebe manuell, 73 kW (99 PS), Fr. 21'300.– abzgl. Cash Bonus von Fr. 1'000.– = Fr. 20'300.–. Abgebildetes Fahrzeug: **Auris Hybrid Touring Sports** Sol 1,8 VVT-i Hybrid Synergy Drive®, 100 kW (136 PS), 5-Türer, Fr. 35'800.–, Leasingzins Fr. 361,15. **Leasingkonditionen:** effektiver Jahreszins 3,97%, Leasingzins pro Monat inkl. MwSt., Vollkaskoversicherung obligatorisch, Sonderzahlung 20%, Kautions vom Finanzierungsbetrag 5% (mindestens Fr. 1'000.–), Laufzeit 48 Monate und 10'000 km/Jahr. Weitere Berechnungsvarianten auf Anfrage. Eine Leasingvergabe wird nicht gewährt, falls sie zur Überschuldung des Konsumenten führt. Die Verkaufskaktionen sind gültig für Vertragsabschlüsse bis 31. Oktober 2013 mit Inverkehrsetzung bis 31. Dezember 2013 oder bis auf Widerruf. Nur bei den teilnehmenden Toyota Partnern. Toyota Free Service beinhaltet kostenlose Servicearbeiten bis 6 Jahre oder 60'000 km (es gilt das zuerst Erreichte).